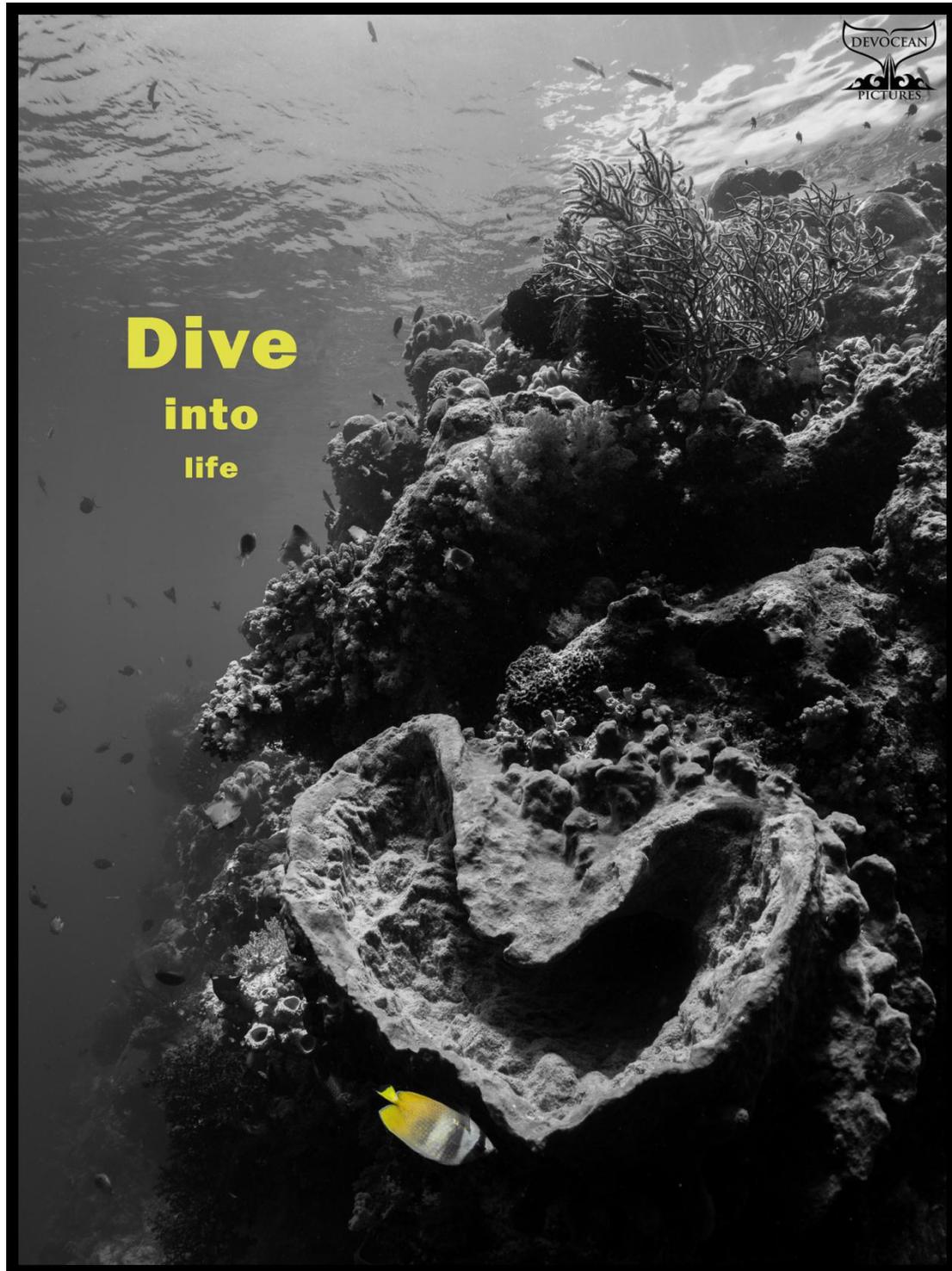


Eintauchen in andere Welten

Vom Leben auf fernen Inseln und der Suche nach mehr



Für Manfred,

dank dir.



In den warmen Weiten des Ozeans treibend beobachte ich gerne, wie andere Menschen mit der grenzenlosen Freiheit des Meeres umgehen. Viele begnügen sich damit, es sich am Strand so bequem wie möglich zu machen, um maximal hin und wieder auf das Meer zu blicken oder sich davor zu fotografieren. Wenn es spiegelglatt vor ihnen liegt und in der Sonne funkelt, nehmen eine Reihe Menschen es genauer in Augenschein, kühlen sich kurz ab oder räkeln sich ein Weilchen in den auslaufenden Wellen am Ufer. Manche waten Schritt für Schritt in tieferes Wasser, bis sie einen Punkt erreichen, an dem es schwer wird, seinen festen Stand am Grund gegen die Kraft der anrollenden Wellen und den Sog des abfließenden Wassers zu behaupten. Die Meisten geben hier auf. Nach einem letzten wehmütigen Blick retten sie sich auf vermeintlich sicheres Terrain an Land.

Als bekennende Meeresanbeterin bin ich versucht, ihnen zuzurufen: Komm zu uns, einfach schwimmen! Denn, wenn sie ihre Füße vom Grund lösen, sich dem Element und der Energie hingeben würden, statt im Altbekanntem Halt zu suchen, würde sich ihnen eine neue Welt eröffnen. Es ist wie im Leben, nur wenn wir loslassen, wenn wir uns bewegen und uns vertrauen, können wir Zug um Zug unseren Horizont erweitern. Insofern man denn schwimmen kann. Sonst bitte erst lernen.

Die Kraft des Meeres für sich nutzen, aber keinesfalls unterschätzen. Einfach nur sorglos drauf los zu paddeln, kann schnell nach hinten losgehen. Je nach Brandung ist es ratsam, unter der ein oder anderen Welle hindurch zu tauchen, die Gezeiten und Strömungen im Blick zu behalten, wirklich zu spüren, was um einen herum geschieht. Es lohnt sich, denn die besten Aussichten auf traumhafte Strände eröffnen sich vom Meer aus und unter der Wasseroberfläche wartet so viel mehr.

Inhalt

Prolog	6
Aufbruch und Abschied	7
Niederlande, Ägypten, Chile, Berlin, Ruhrgebiet, Bali: Heimatbesuch, Sehnsucht, reisen	
Mein Stück des Himmels	15
Sanur, Padang Bai, Ubud, Amed (alle Bali): Ankunft in Indonesien, Unsicherheiten, Meer and mehr	
Wie ich zum Tauchen kam	23
Ruhrgebiet, Galapagos (Ecuador), Berlin: Träume, Tierwelten, Tauchkurs	
Endlich richtig abtauchen	30
Panglao (Philippinen): Tauchkurs, Erstkontakt, Unterwasserliebe	
Hals über Kopf	jetzt 11, 37
Panglao (Philippinen): schlaflos, kennenlernen, tauchen	
Mehr als ich gesucht habe	42
Panglao, Bohol und Camiguin (Philippinen): Tauchgänge, Landgänge, reisen	
Immer wieder sonntags auf den Philippinen	48
Panglao, Bohol, Camiguin und Palawan (Philippinen): einkaufen, Motorrad, lokale Gepflogenheiten	
Menschen, Religion und andere Importe	55
Panglao und Bohol (Philippinen), Galapagos (Ecuador): Videoke, Alkohol, Waffen	
Leben im Entenparadies	60
Panglao (Philippinen), Nordinsel, vor allem Raglan und Umgebung (Neuseeland): Tierbegegnung, Natur, reisen	
Im Rhythmus der Tropen	66
Ruhrgebiet, Berlin, Panglao (Philippinen), Long Island (Indien), Sint Eustatius (Niederländische Karibik), Komodo, Wakatobi und Bali (Indonesien): Morgenstund, tierische und menschliche Nachbarn, Yoga	
Visaverlängerung: Service mit Hindernissen	73
Amed (Bali), Amsterdam-Jarkata-Denpasar, Panglao/Bohol (Philippinen), Berlin: Botschaften, Bürokratie, reisen	
Indiens Bürokratie: Licht und Schatten	78
Long Island (Andamanen/Indien): Polizei, Tauchlehrer, Schiffsunglücke	
Volle Kraft voraus	84
Long Island (Andamanen/Indien): erste Tauchgänge, Arbeitswelt, Boot	
Verloren auf See	91
Long Island (Andamanen/Indien): Korallenriff, tauchen, Bootscrew	

Verschlungene Pfade: Von der Ankunft bis zur Abreise **jetzt 22, 99**

Long Island (Andamanen/Indien): Inselleben, Kollegen, reisen

Die Magie des Oktopus und die Faszination Manta **106**

Ruhrgebiet, Cadaques (Spanien), Bali, Wakatobi und Komodo (Indonesien): Naturerleben, Tierbegegnungen, schnorcheln und tauchen

Muck Diving - Schätze im Schlamm und Müll **113**

Bali, Lembeh, Pasar Wajo und Komodo (alle Indonesien): Tierbegegnungen, Regenzeit, Abfall

Nyepi, der Tag der Stille auf Bali 2020 gleich doppelt **119**

Amed und Pemuteran (Bali): Rituale, Glauben, Entschuldigungen

Warum auf Bali das Toilettenpapier nicht knapp wird **125**

Amed und Pemuteran (Bali): Covid-19, reisen, Entscheidungen

Als Yoeri den Wachhund klaute und andere Begegnungen von Mensch und Tier **131**

Bali, Nusa Penida und Wakatobi (Indonesien), Panglao (Philippinen): Beobachtungen, Gefährten, Störenfriede

Kaufen und handeln **137**

Sanur, Amed und Pemuteran (Bali): Märkte, reisen, Einstellung

Mit Gefühl: Im Wasser neue Wege beschreiten **142**

Pemuteran (Bali): Meer, schwimmen lernen, Covid-19

Warum ich tauchen liebe **jetzt 33, 148**

Panglao (Philippinen) und das Meer: Naturerleben, Freiheit, fühlen

Momentaufnahmen: An Land und unter Wasser **154**

Ruhrgebiet, Lima (Peru), Panglao (Philippinen), Long Island (Indien), Sint Eustatius (niederländische Karibik), Komodo, Wakatobi und Bali (Indonesien): fotografieren, tauchen, Entwicklung

Entwicklung in Zeit und Raum: Fotografie als Teil meiner Trauer **161**

Wakatobi, Lembeh und Bali (Indonesien), Ruhrgebiet: Tod, tauchen, Entwicklung

Sich treiben lassen oder zwei Wasserratten in den Bergen **168**

Lembeh und Minahasa Highlands (Sulawesi, Indonesien): Vulkane, Landgänge, Motorrad

Im Paradies verloren **174**

Ruhrgebiet, Wakatobi (Indonesien): Inselleben, Arbeitswelt, Hängematte

Von Katze adoptiert **179**

Wakatobi (Indonesien): Inselleben, Kollegen, Beobachtungen

Unter Schutz stellen **186**

Komodo und Wakatobi (Indonesien), Sint Eustatius (niederländische Karibik): Korallenriffe, Natur- und Artenschutz, tauchen

Miteinander, ob gleichgesinnt oder andersartig	193
Panglao (Philippinen), Wakatobi (Indonesien): Begegnungen, erleben, tauchen	
Nach Hause kommen	202
Ruhrgebiet, Drenthe (Niederlande), Amed und Pemuteran (Bali): Zuflucht, Unterkunft, reisen	
Im Bann der blauen Perlen	210
Sint Eustatius und Saba (Niederländische Karibik), Sauerland: Naturerleben, Begegnungen, tauchen	
Leben unter Corona: Regeln und Realität auf Bali	219
Amed, Pemuteran und Bunutan (Bali): Verhalten, Glauben, tauchen	
Kleine Freuden des Tages und Rituale des Lebens	226
Amed (Bali) und Ruhrgebiet: Yoga, Geburtstage, Tod	
Hauptsache weg: Reisen in Zeiten von Corona	231
Amed und Kuta (Bali), Flughäfen in Denpasar, Jakarta und Amsterdam: Covid-Test, Covid-Maßnahmen, Covid-Hilfen	
Heimkehr: Rück- und Ausblicke über den Maskenrand	236
Amsterdam und Drenthe (Niederlande), Amed und Sanur (Bali): letzte und erste Eindrücke, reisen, Wirtschaft	
Alles Yoga oder was?	243
Amed (Bali), Berlin, Panglao (Philippinen), Drenthe (Niederlande), Ruhrgebiet: Superpower Atem, Meditation, Entwicklung	
Ums Überleben kämpfen	jetzt 49, 251
Drenthe (Niederlande), Ruhrgebiet, Wakatobi (Indonesien): tauchen, Tod, Entwicklung	
Epilog	jetzt 58, 259

Prolog

Dieses Buch ist eine Einladung über einen persönlichen Zugang in andere Welten einzutauchen, ganz ohne selbst dem Inselfieber erliegen zu müssen. Wobei ich ganz sicher niemanden davon abhalten will, sich in eine Reise zu stürzen oder – noch besser – für einige Zeit ins Ausland zu gehen, um andere Lebens- und Sichtweisen und vor allem auch sich selbst kennenzulernen. Vielleicht inspiriert eine meiner Welten, vielleicht weckt eine Geschichte Erinnerungen oder macht einfach Lust auf mehr.

Die geschilderten Erlebnisse zeichnen den Pfad nach, der sich stetig entfaltet, sobald wir uns auf den Weg machen. Mal schlängelt er sich gemächlich, mal reißt er uns mit, nur um plötzlich in einer Sackgasse zu enden und uns vielleicht gerade damit auf die Sprünge zu helfen. Am Ende ist es egal, was uns hinter der nächsten Ecke erwartet, wir – Yoeri und Nicki – werden das Beste draus machen und genießen es, unterwegs zu sein. Alle Begegnungen, Erfahrungen und Orte haben uns verändert, ob wir wollten oder nicht. Manchmal ist genau das, wogegen man sich am meisten wehrt, das, aus dem am meisten lernen kann.

Es ist nicht alles haargenau so passiert, wie es geschrieben steht. Genauso, wie wir die Welt um uns herum individuell wahrnehmen, Ereignisse anders gewichten und Erfahrungen unterschiedlich bewerten, erinnern wir uns auf unsere ganz persönliche Weise, ganz sicher ausgewählt, mitunter verdichtet und gerne überspitzt. Rückblickend nehmen Erlebnisse häufig ganz andere Dimensionen an, eröffnen neue Interpretationsmöglichkeiten, zeigen Facetten und Perspektiven.

Darüber wollte ich schreiben, über die Höhen und Tiefen des Insellebens, über Ausblicke und Einsichten, über Land, Leute und meine Liebe zum Meer. Viele Geschichten schwirren schon seit Jahren durch meinen Kopf. Doch die Frage, wo und wie anfangen, hielt mich lange zurück. Anfang 2019 fügte ich auf unserer englischsprachigen Website „Devocean Pictures“ den deutschen „Blog Abgetaucht“ hinzu und begann einfach mit dem, was sich gerade ereignet hatte. Die dortige Auftaktgeschichte „Sich treiben lassen oder zwei Wasserratten in den Bergen“ fügt sich nun weiter hinten ein. Den Rahmen für das Buch setzt unsere Reise nach Bali 2020, wodurch sich diese Geschichten ganz frisch im Verlauf des Jahres entfalteten, während andere sich nur so anfühlen, als ob sie erst gestern geschehen wären. Sie alle sind Momentaufnahmen, die, obwohl sie für sich stehen, ineinander greifen und sich ergänzen.

Eintauchen in andere Welten bezieht sich sowohl auf verschiedene Orte als auch auf Aktivitäten, allen voran Tauchen und Naturerleben, aber auch Fotografie und Yoga sowie alle möglichen und unmöglichen Erlebnisse, die das Reisen und Leben im Ausland, insbesondere auf kleinen Inseln, so mit sich bringt. Dazu gesellen sich die Liebe und der Tod, die uns überall auf der Welt ereilen können. Obwohl ich nicht alle Geschichten auf dem Blog veröffentlicht habe, die wenigsten in voller Länge, sind in Anlehnung daran unter jedem der Titel die wesentlichen Schauplätze sowie drei zusätzliche Schlagworte vermerkt, so dass jeder selbst entscheiden kann, ob er einer anderen Route oder Thema durch das Buch folgen will. Die ein oder andere Querverbindung wird im Text über die Überschrift der betreffenden Geschichte angegeben.

Im Januar 2020 brachen wir nach Bali auf, wenig später kam Reisen nicht nur dort zum Erliegen, was unserem Aufenthalt eine ganz andere Richtung gab. Die freie Zeit bot Raum, um über uns zu sinnieren, das Leben zu reflektieren und dabei auf die Philippinen (2011-2013), Neuseeland (2013), die Andamanen (Indien) (2013-2014), Sint Eustatius

(Niederländische Karibik) (2014-2015) sowie Komodo (2015-2016) und Wakatobi (2016-2019) (beide in Indonesien) zurückzublicken. Es bleiben Schlaglichter, jedes Ziel wäre ein eigenes Buch wert.

Bisher wollten wir uns auf keiner Insel dauerhaft niederlassen. Allerdings könnte dies durchaus daran liegen, dass uns nicht liegt, sesshaft zu werden. Statt vom eigenen Haus, einem Auto oder Kindern, träumen wir von fernen Inseln mit unberührten Riffen sowie neuer Tauch- und Kameraausrüstung. Nicht, dass das eine besser als das andere wäre, Lebensentwürfe sind so unterschiedlich wie einzelne Persönlichkeiten und weltweite Lebensbedingungen. Wir vergleichen, um uns und andere besser kennenzulernen, nicht um zu kategorisieren oder zu bewerten. Vielfalt gibt dem Leben Würze – auf jeder Ebene –, doch letztlich zeigt jede Reise, dass uns Menschen so viel mehr eint, als uns trennt.

Viel Freude bei den eigenen Entdeckungen und immer schön im Fluss bleiben, denn die einzige Konstante im Leben ist der Wandel.



Aufbruch und Abschied



Mein Stück des Himmels



Wie ich zum Tauchen kam



See
you
on
the
other
side

Endlich richtig abtauchen



Hals über Kopf

Reisen bildet. So heißt es. Ebenso, dass Erfahrung klug mache. Oder war es doch Schaden? In jedem Fall lernt es sich am besten aus Fehlern. Sehr beruhigend. Wenigstens weiß man hinterher immer alles besser.

Schlaflos auf Panglao

Nimm keine Drogen an und geh nicht mit fremden Männern mit, hatte eine Freundin mir vor meiner Abreise geraten. Das ging mir durch den Kopf, als ich mich an meinen zweiten Urlaubstag ruhelos im Bett hin und her rollte. Meine Gedanken drehten sich nicht bloß im Kreis, sie fuhren fröhlich Achterbahn. Nur an Schlaf war nicht zu denken.

Genervt starrte ich auf den Mann neben mir im Bett. Er schlief. Das Moskitonetz hatte er zuvor fein säuberlich unter die Matratze geklemmt, so dass wir nun in einer Art Kokon lagen. Ich wartete auf die Verwandlung oder wenigstens den Schlaf der Gerechten, während der Ventilator neben uns surrte und in regelmäßiger Unregelmäßigkeit Motorräder an der kleinen Holzhütte vorbeiknatterten.

Genau genommen war es natürlich nicht mein zweiter Urlaubstag. Immerhin hatte ich zu Beginn drei Tage Istanbul erkundet und anschließend drei Nächte in Manila verbracht, um Kontakte für meine Recherche zu knüpfen. Alternative Energieversorgung auf den Philippinen sollte eines der Fallbeispiele für meine erste Veröffentlichung als angehende Freiberuflerin werden.

Meine Entscheidung für die Philippinen

Doch erst das Vergnügen und dann die Arbeit war mein Plan. Das hier war das ultimative Geschenk an mich selbst. Meine Belohnung für stressiges Arbeiten in einer NGO, die die Welt ein Stückchen besser machen wollte und sich dabei selbst zerfleischte. Jenseits des Kleinkrieges, der immerhin bewirkt hatte, dass eine neue zivilgesellschaftliche Organisation gegründet wurde, mochte ich meine Arbeit sehr. Abwechslungsreiche Themen und Tätigkeiten in verschiedenen Kooperationen, Kampagnen und Konferenzen. Bisher war mir nie langweilig und als Freiberuflerin wollte in mich vor allem auf die Aspekte fokussieren, die mir am meisten Freude bereiteten und Festangestellte häufig nach außen vergaben.

Da ich meinen studentischen Lebensstil nicht änderte, konnte ich durch die Stelle außerdem das nötige Geld sparen, um mir meinen lang ersehnten Traum zu erfüllen: Tauchen lernen und dann noch in den Tropen. Abtauchen in eine andere Welt. Schwerelos sein. Schweben. Die Ruhe und Schönheit der Unterwasserwelt genießen zu können, ohne durch den Atemreflex gleich wieder nach oben gezwungen zu werden. Denn mein Können in Bezug auf das Atemanhalten war mehr als miserabel (*Wie ich zum Tauchen kam*). Trotzdem hat mich Wasser schon immer magisch angezogen. Der Blick auf die unendliche Weite beruhigt mich und regt zu den besten Ideen und Entscheidungen an.

Um diese Wahl zu treffen, musste ich nicht einmal zuvor ans Meer fahren, sondern hatte mich einfach im erweiterten Bekanntenkreis umgehört. Die Empfehlung sowie die Voraussetzungen für den Tauchkurs und meine Recherche erschienen mir passend. Eine der gut 7.500 Inseln würde mich sicher gefallen und ich wollte ja nicht auf die Philippinen ziehen, sondern das Land bereisen und die Unterwasserwelt kennenlernen.

Die Philippinen bilden die nördliche Spitze des sogenannten Korallendreiecks. Die westliche Begrenzung geht von den Philippinen über die Ostküste Borneos bis einschließlich Bali. Von dort bilden die indonesischen Inseln Richtung Osten den unteren (südlichen) Teil des Dreiecks, der sich über den Norden Papua Neuguineas bis zu den Salomonen etwas unförmig ausdehnt. Der dritte Schenkel verbindet den Südosten wieder hoch zu den Philippinen im Norden. Innerhalb dieses deformierten Dreiecks tummelt sich die höchste Artenvielfalt aller Meere, sowohl was die Anzahl der Korallenarten als auch die Vielfalt der Fische und weiterer Riffbewohner betrifft. Nachdem ich, von innereuropäischen Zielen und Ägypten abgesehen, bisher immer Richtung Westen gereist war, lockte mich Südostasien umso mehr.

Nachtgespenster

Anstatt mit Rückblick auf meinen erhebenden ersten Tauchgang einfach selig einzuschlummern, schlugen meine Gedanken nun einen doppelten Looping, um danach mit Vollgas in eine ganz neue Richtung davonzubrausen. Was machst du eigentlich? Du liegst hier in einem fremden Bett, während all deine Wertsachen, insbesondere die tolle, neue Spiegelreflexkamera und das geliehene Netbook – zum Glück hatte ich das Geld für den Tauchkurs noch nicht abgehoben – in einer Bambushütte unten am Strand liegen. Das kleine Vorhängeschloss an der Tür dort hält niemanden ernsthaft ab, dort einzubrechen und alles auszuräumen. Da muss ich mir nichts vormachen. Ach was, wenn jemand fest entschlossen ist, kann er einfach durch die Wand gehen. Alles ist doch letztlich nur aus dem Blättern von Mangrovenpalmen, auch Nipa- oder Attapalme genannt, zusammengewebt.

Es wurde immer stickiger unter dem Moskitonetz, was den Mann neben mir nicht im Geringsten zu stören schien. Ich konnte seinen Atem hören, tief und gleichmäßig, ein und aus. Wie beim Yoga. Wie unter Wasser. Eine Weile beobachtete ich, wie sich seine Brust hob und senkte. Er sah zufrieden aus.

Daraufhin hätte ich ihn am liebsten aus dem Bett geschubst oder zumindest angeschrien. Hätte ich doch bloß nicht an deinem verdammten Joint gezogen. Offensichtlich bin ich nicht sehr gut darin, Ratschläge anzunehmen, wobei ich sie schon ganz gerne, auch ungefragt, verteile. Mit „ich probiere gerne neue Dinge“ konnte ich mich hier allerdings schlecht rausreden. Nach all den Rum-Colas an der Bar war es schlicht und ergreifend keine gute Idee gewesen und das sollte ich mittlerweile gelernt haben. Zählen die Drinks eigentlich auch zum Annehmen von Drogen? Ich kämpfte mich aus dem Bettlaken.

Wahnvorstellung

Nun ist es wirklich nicht so, dass ich immer und überall fürchten würde, Opfer eines Verbrechens zu werden. Aber dort lagen meine Sachen doch geradezu wie auf dem Präsentierteller. Schließlich hat der halbe Ort uns beide an der Bar gesehen und ganz sicher auch registriert, dass ich nicht nach Hause gegangen war. Schon halbwegs wachsame Gemüter konnten ohne weiteres wissen, welches meine Hütte war und dass ich meine große Kameratasche nicht bei mir hatte. Es gab zwar eine Art Wachmann am Eingang zu dem Hüttenkomplex. Doch sicher würde der auch einmal zur Toilette gehen oder ein kleines Schläfchen einschieben. Vielleicht ließ er sich auch kaufen.

Im Grunde genommen hatte der Diebstahl schon komplett durchgezogen werden können, als wir noch nebenan an der Bar saßen. Yoeri hat mich schließlich äußerst charmant abgelenkt. Apropos abgelenkt. Wer sagt eigentlich, dass nicht er darin verwickelt ist. Oder überhaupt hinter dem ganzen Plot steckt? Er reißt die Touristinnen auf und findet raus, wo sie wohnen. Während sie an der Bar mit ihm Cocktails trinken, gibt er seinem Komplizen ein geheimes Zeichen und der räumt in aller Seelenruhe das jeweilige Zimmer aus. Yoeri selbst hat ein Alibi. Als Tauchlehrer oder Videograf verdient er sicher kein Vermögen. Sauberer Plan, aber ich hatte die Sache durchschaut.

Ich begann nach meinen Sachen zu suchen. So einfach ließ ich mich nicht aufs Kreuz legen. Jedenfalls nicht gleich im doppelten Sinne. Ich konnte mich gerade nicht so genau erinnern, wie oft wir in dieser Nacht schon gevögelt hatten. Nur, dass es unfassbar gut gewesen war. Vielleicht ja wegen des Joints? Trotzdem war es einfach eine Frechheit, dass er mich mit nach Hause genommen hatte, um sich den Coup zu versüßen. Vor Wut schossen mir die Tränen in die Augen. Wo war bloß mein Kleid? Als ich schon drauf und dran war, einfach so, wie ich war, aus dem Haus und zum Strand zu rennen, schubste eine Erinnerung die Gedanken auf eine andere Bahn.

Realitätscheck

Er hatte immer von morgen und einer Party gesprochen, auf die er mich mitnehmen wollte. Sein Haus sei zu chaotisch. Stimmt. Das hatte er gesagt. Deshalb wollte er mich erst morgen zu sich einladen. Meint er etwa, nur weil ich Deutsche sei, käme es mir auf Ordnung an? Ich schaute mich um. Es war tatsächlich nicht besonders aufgeräumt. Außer dem kleinen Schlafzimmer gab es nur ein Badezimmer, ein Wohnzimmer mit seinem Arbeitsplatz und eine Küchenzeile, an der ich gerade halbnackt stand. Das Geschirr stapelte sich in der Spüle und auf der Ablage. Staub hing in den Spinnweben an dem kleinen Fenster Richtung Straße.

Ich entspannte mich leicht. Zugegebenermaßen hatten wir beide unseren Spaß gehabt. Wir hatten uns auf Anhieb großartig verstanden, nicht, dass dies irgendetwas bedeutete. Schließlich war ich nicht auf der Suche nach einem wie auch immer gearteten Partner.

Trotzdem war ich erleichtert, als ich mir eingestehen konnte, dass er vielleicht doch nicht in den Einbruch in meine Hütte verwickelt war.

Was davor geschah

Am Ende meines ersten Tauchtages hatte Yoeri mich noch einmal gefragt, ob ich mit ins Coco Vida käme. Nach meinen Nachforschungen bei meiner Tauchlehrerin Bine war ich zu dem Schluss gekommen, dass ich ja nicht wie eine Nonne leben müsse, nur weil ich alleine reiste (*Endlich richtig abtauchen*). Klischee hin oder her, er war ja zum Glück nicht mein Tauchlehrer. Ich konnte also wenigstens einen Drink mit ihm nehmen um herauszufinden, was sich unter den kurz geschorenen Haaren so verbarg.

Doch, als ich am Abend bei der besagten Bar ankam, rollte er gerade mit einem Hund durch den Sand. Die beiden versammelten mit ihrer Einlage zum Wiedersehen – Yoeri war gerade erst von einer Tauchsafari zurückgekommen – gleich mehrere Zuschauer um sich. Da würde ich mich gewiss nicht brav anstellen, um Männchen zu machen. Stattdessen setzte ich mich an die Bar, ganz bewusst mit dem Rücken zu dem ganzen Treiben, und bestellte einen Mojito. Oder was dort so unter dem Namen Mojito zubereitet wurde.

Auf gar keinen Fall würde ich auch nur einen Finger krumm machen für diesen Tauchlehrer oder überhaupt irgendeinen Typen in diesem Urlaub. Ich würde rein gar nichts unternehmen, um sein Interesse auf mich zu lenken. Meinen ersten Tauchgang konnte ich auch gut und gerne alleine feiern.

Die Bar lag etwas zurückversetzt vom Strand. Es liefen alte Klassiker. Um diese Zeit war noch nicht viel los und das durchgehend weibliche Personal in seinen Miniröckchen hing gelangweilt in der Mitte des oval geschwungenen Holztresens. Außer mir saßen hier nur vereinzelte männliche Touristen – schätzungsweise zwischen Vorruhestand und Methusalem. Alternativ war dieser Ort nicht gerade.

Der Strand von Alona misst knapp einen Kilometer und wird an beiden Seiten durch niedrige Kalksteinklippen begrenzt, auf denen jeweils Resorts thronen. Am westlichen Ende ist der Sandstrand breiter, während am östlichen Ende die Wellen bei Hochwasser an der Betonkante des Wegs nagen. Die Palmen werden langsam unterspült und verneigen sich vor der Kraft des Meeres. Es reihen sich Resorts, Restaurants und Tauchzentren, häufig alles vereint unter einem Dach oder zumindest Eigentümer, aneinander. Alle stellten Plastikstühle und -tische auf den Strand, manche mit, manche ohne Tischdecken. Viel weiter ging der Einfallsreichtum oder Dekorationswille nicht.

Nur die wirklichen Bars entwickelten so etwas wie einen Stil, von Trucker Flair in „One for the Road“ zu deutscher Gemütlichkeit bei „Helmuts“ und klassischem Look mit viel Holz und Mädels in kurzen Uniformen in „Coco Vida“ zum offenen Naturstil mit Lampenions aus Bambus, viel Muscheln und Holz in „Oops Bar“. Gespielt wurde überall aktuelle Popmusik sowie Best of '60-'90 vorzugsweise Liebesballaden, die im Wechsel von einem Restaurant oder Bar zur anderen auch von philippinischen Livebands vorgetragen wurden.

Insgesamt gab es einen deutlichen Überschuss an männlichen Touristen, bei denen nicht immer klar wurde, aus welchem Grund sie auf die Philippinen gekommen waren: Tauchen, billiger Alkohol oder doch eher die hübschen Mädels. Manche blieben auch und eröffneten ein weiteres Resort. Für meinen Geschmack wurde dabei zu oft Deutsch gesprochen. Ich

schrieb eine Postkarte an meinen Vater und vergrub mich in meinen Kalender, der mir mehr als Journal, denn als Terminplaner diente.

Hals über Kopf

Als sich der Mojito dem Ende entgegen neigte, wurde mir bewusst, dass ich mich nicht nur mit dem Rücken zu ihm gesetzt hatte, sondern dazu noch hinter einer Säule. Damit versteckte ich mich förmlich, aber jetzt war es zu spät. Ich würde auf gar keinen Fall von meiner Haltung abrücken. Alles ist gut und alles entwickelt sich so, wie es sich eben entwickeln soll, bestärkte ich mich gerade, als Yoeri auf einmal neben mir stand und mit einem breiten Grinsen im Gesicht Rum-Cola bestellte. Mojitos könne ich doch hier nicht ernsthaft trinken. Ausnahmsweise folgte ich mal einem Rat.

Er schätze mich beleidigend jung, ich ihn aber passend einige Jahre älter als mich. Mit akzentuierten Gesten, Humor und charmantem Englisch warf er mich nicht nur um, sondern kurzzeitig auch aus der Bahn, als er erwähnte, dass Reisen und Tauchen für ihn beim Militär begonnen hatten. Ich nahm einen tiefen Schluck und sagte mir, dass ich ihn schließlich nicht heiraten wolle. So richtig strahlte er, wenn er vom Tauchen erzählte. Dann leuchteten seine blauen Augen und ich konnte verfolgen, wie sich ein Lachfältchen nach dem anderen in sein Gesicht grub.

Einige Rum-Colas später beschloss ich, keine weitere Zeit zu verschwenden. Wem wollte ich hier was beweisen? Außerdem würde ich ja nicht ewig in Alona bleiben. Also unterbreitete ich ihm meinen Entschluss sachlich und direkt: „Wenn du mal die Zigarette weglegen würdest, könnten wir uns küssen.“ So hat es angefangen und sich seitdem stetig weiterentwickelt.

Letztlich habe ich ihn gedrängt, jetzt doch endlich mal nach Hause zu gehen – zu ihm wohlgebetet, obwohl meine Bambushütte direkt nebenan lag, vermutlich aber sehr hellhörig war. Rückwirkend betrachtet sind wir schon in der Bar ziemlich über einander hergefallen. Die sind doch hier alle so streng gläubige Katholiken und fanden uns bestimmt zu freizügig. Obwohl die Religion dem vorehelichen und außerehelichen Sex keinen wirklichen Abbruch tut, es gibt schließlich die Beichte, nur Kondome sind des Teufels.

Philippinische Männer, die sich gerne mit ihren Eroberungen brüsten, geraten vollkommen aus der Fassung, wenn man wagt zu fragen, ob es die Frau genauso hält. Sie haben den festen Glauben, dass alle Ehefrauen treu sind. Faszinierend, denn mir drängt sich sofort die Frage auf, wo die ganzen Eroberungen dann herkommen. Es gibt nicht einmal ausreichend Touristinnen, damit diese Rechnung aufgehen kann.

Abwägungen

Ich riss mich aus meinen Erinnerungen, um mich wieder meiner derzeitigen Lage zuzuwenden. Wahrscheinlich wusste Yoeri von nichts. Nichtsdestotrotz war ich felsenfest davon überzeugt, dass meine Sachen geklaut worden waren. Ich trank ein Glas Wasser, um meine Gedanken zu ordnen. Was waren meine Optionen? Ich konnte jetzt raus in die Nacht rennen und mein Zimmer checken oder aber hierbleiben und endlich schlafen.

Die Sache war so oder so gelaufen. Ich konnte niemandem etwas nachweisen. Polizei, wenn es denn eine geben sollte, die sich für solche Fälle ernsthaft interessierte, konnte ich mit Sicherheit erst morgen rufen. Gesetz des sehr unwahrscheinlichen Falls, dass das alles doch

gar nicht so stattgefunden hatte und meine Sachen noch an Ort und Stelle lagen, konnte ich, wenn ich bis morgen wartete, einfach erhobenen Hauptes weiter zum Tauchzentrum spazieren.

Was ich jetzt auch machte, ich konnte es nicht ändern. Nur aus Fehlern lernen. Mit dieser Eingebung marschierte ich ergeben ins Badezimmer. Es begann es zu regnen. Die ersten Tropfen trommelten einen beruhigenden Rhythmus auf das Wellblechdach. Dann nahm der Regen schlagartig zu und sein durchgehendes Rauschen erstickte alle anderen Geräusche unter sich.

Am Ende meiner Kräfte kroch ich zurück ins Bett und versuchte das Moskitonetz, so gut es ging, wieder unter die Matratze zu stopfen. Yoeri drehte sich um und legte einen Arm um mich. Mitgegangen, mitgefangen, dachte ich und schlief endlich ein.



Mehr als ich gesucht habe



Immer wieder sonntags auf den Philippinen



Menschen, Religion und andere Importe



Leben im Entenparadies



Im Rhythmus der Tropen



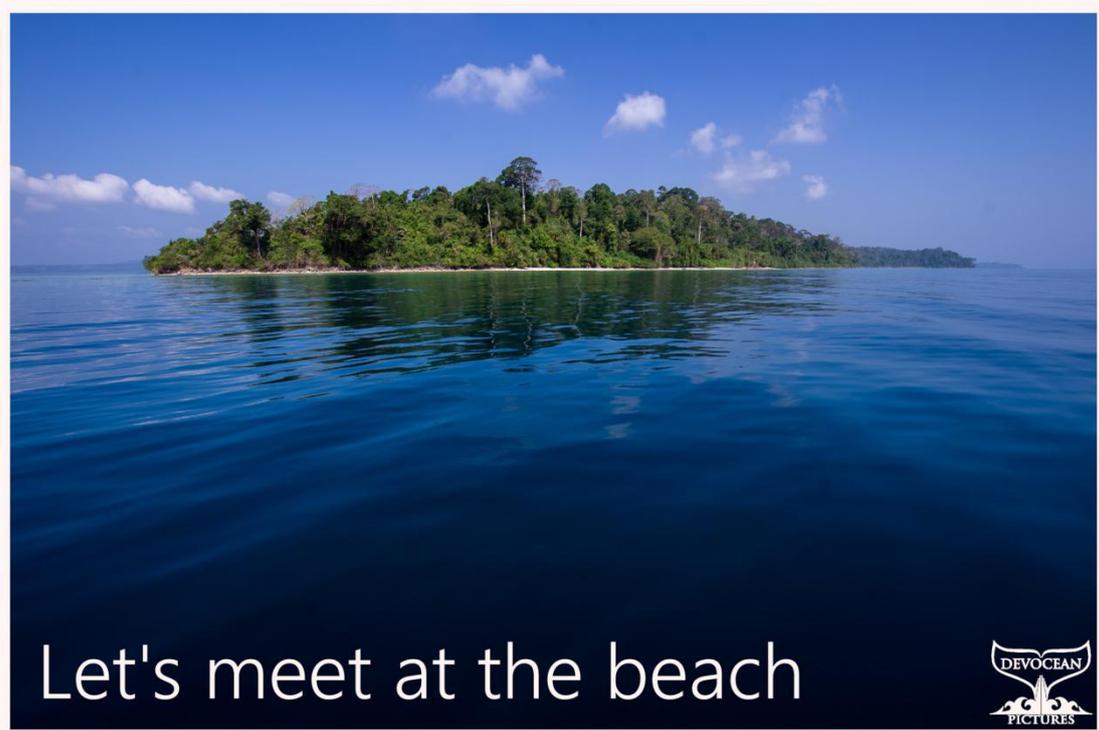
Visaverlängerung: Service mit Hindernissen



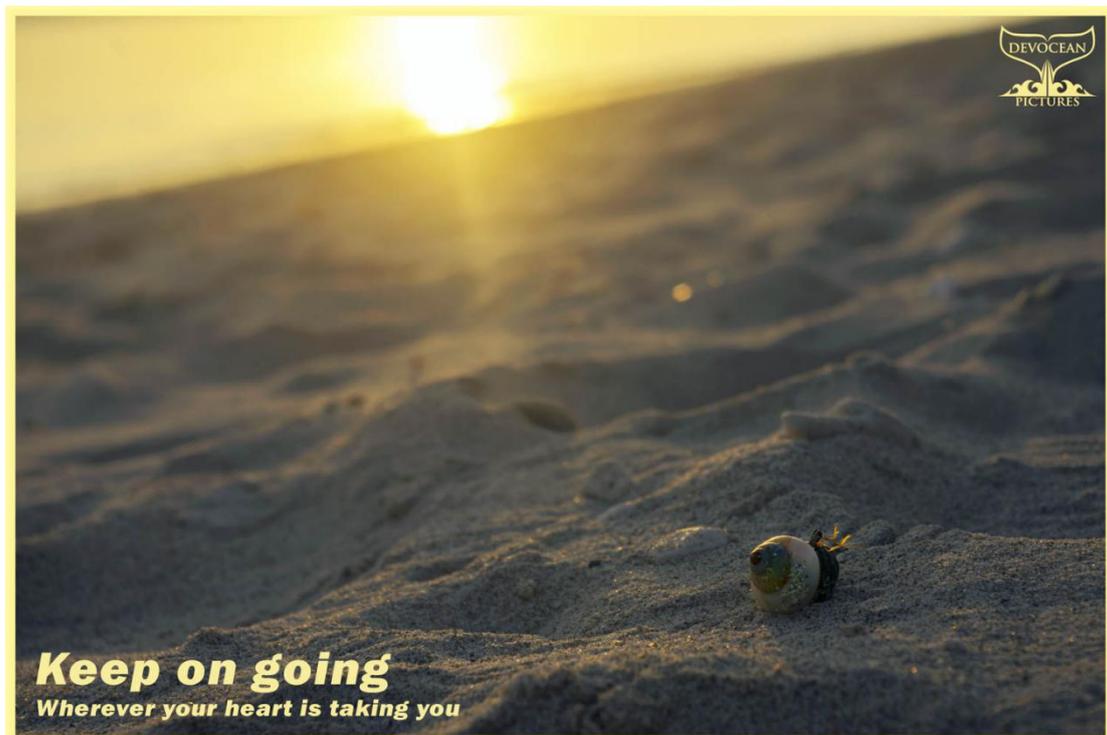
Indiens Bürokratie: Mehr Licht als Schatten



Volle Kraft voraus



Verloren auf See



Verschlungene Pfade: Von Ankunft bis Abreise

Es gibt verschiedene Routen, die uns über die Insel führten. Jenseits dessen brachte uns Long Island mal an den Rand der Verzweigung, mal versetzen uns die Insel und seine Bewohner in tiefe Bewunderung. Letztlich führte beides dazu, dass wir über uns hinauswachsen konnten.

Die rote Route

Einfach den roten Pfeilen folgen, hatte er gesagt. Aber hier ist keiner, genau genommen haben wir schon eine ganze Weile keinen mehr gesehen. Nicht, dass wir den Abzweig zum Strand verpasst haben. Das schmatzende Geräusch unserer Füße, die knöcheltief im Schlamm versinken, vermischt sich mit dem Summen und Brummen unzähliger Insekten. Ein Sonnenstrahl fällt durch das Blätterdach genau auf die Mitte eines dieser großen, fast herzförmigen Blätter, die auch als Regenschirme genutzt werden, auf dem sich nun ein Schmetterling niederlässt.

Irgendwo in den 50 Schattierungen von Grün singt ein Vogel. Mit dem Handrücken wische ich mir den Schweiß von der Stirn und überprüfe noch einmal meine Beine. Da sind sie, jedes Mal wieder, Blutegel. Einige entfernen wir früh genug, die meisten jedoch hinterlassen kleine blutige Wunden an unseren nackten Beinen. Einfach weiterlaufen.

Nach über zwei Stunden treten wir aus dem Dschungel, durchqueren eine kleine Kokosnussfarm und dann setzen wir endlich Fuß auf Laliji. Es ist die Erlösung, nicht nur weil wir jeden letzten Blutegel abwaschen können, sondern auch weil wir in der perfekt geformten Bucht gelandet sind, in der leichte Wellen sanft über dem feinen, weißen Sand ausrollen. Der Strand wirkt wie eigens dekoriert mit Stämmen aus Hartholz, die teilweise halb im Sand versunken liegen. Sonne und See haben jeden dieser Stämme in ein einzigartiges Kunstwerk verwandelt. Meine Finger gleiten über die tiefen Furchen, das Holz fühlt sich warm und glatt an.

Am nördlichen Ende des Strands wachsen Mangroven, die einzigen Bäume, die eine Salztoleranz entwickelt haben, und somit je nach Art entweder in der Nähe des Meeres oder auch direkt im sandigen und schlickigen Untergrund des Gezeitensaums wachsen können. Im Süden wird die Küste immer steiniger. Das ist die Route, die wir für den Rückweg einschlagen, von Stein zu Stein hüpfend fühlen wir uns wie Super Mario und beobachten Schlammpringer, kleine Fische, die ihrerseits von einem Gezeitenpool in den nächsten hopsen.

Die Ankunft in blau

Gut sichtbare blaue Pfeile auf den Betonplatten führten uns vom Bootssteg zum Tree House. Nachdem wir sechs Stunden im Inneren eines Stahlboots gefangen waren, da es ohne Unterlass regnete, war ich tatsächlich froh über die Planke zu gehen. Auf dem Anleger stand Mallick bereit, um unsere Taschen auf das Motorrad zu stapeln und so bepackt loszubrausen, um Blue Planet über unsere Ankunft zu informieren. Hühner und Hunde kreuzten unseren Weg, ansonsten es gab keinen Verkehr, ganz zu schweigen von Lastwagen mit Aufklebern wie „How do you like my horning?“ (Wie gefällt ihnen mein Hupen?). Wir lächeln und nicken, die Einheimischen lächeln zurück und wackeln dazu mit dem Kopf. Es gefällt mir auf Anhieb.

Langsam kehrten meine Lebensgeister zurück. Auf der Fähre hatten wir sogar Betten, aber Yoeris Nummer war von einer älteren Dame belegt, die ihm auf Hindi deutlich machen konnte, dass sie in der Nähe ihres Enkels oder anderweitig Anverwandten bleiben müsse, der im Nebenbett mit einem Gips lag. Leider reichte die Verständigung nicht, um uns mitzuteilen, welches Bett Yoeri stattdessen einnehmen konnte.

Also lagen wir nebeneinander auf der kleinen Matratze. Schlafen gestaltete sich ohnehin schwierig, nachdem ein weiterer Mitreisender sein Radio auf volle Lautstärke aufdrehte, damit wir uns alle gemeinsam an der leiernden, blechernen Musik erfreuen konnten. Die größte Herausforderung bei dem Wellengang war jedoch der Besuch der Toilette. Da war zum einen der penetrante Gestank, den mein um den Kopf gewickeltes Tuch mehr schlecht als recht abhalten konnte, zum anderen handelte es sich um französische Toiletten, so dass ich an den schmierigen Wänden nach Halt suchen musste, wann immer das Boot von links nach rechts und zurück rollte. Es hätte aber weitaus schlimmer kommen können. Die Besitzerin von Blue Planet erzählte, dass sie einmal auf der Toilette eingesperrt worden war, da das Personal verhindern wollte, dass die Tür bei dem hohen Wellengang von alleine aufsprang und ihren Odeur versprühte.

Long Island, Andamanen, Indien

Eingebettet in die Ostseite der Mittleren Andamanen liegt die kleine Insel Long Island, auf der nur etwas über 1.000 Menschen leben. Mit 14 Quadratkilometern nimmt sie in etwa ein Prozent der Fläche des unwesentlich bekannteren Long Island in den Vereinigten Staaten ein. Aus der Luft betrachtet erinnert die Form unserer Insel an einen sitzenden Geier mit Irokesenschnitt, der angestrengt Richtung Osten blickt. Der Bootsanleger liegt im Südwesten der Insel fast am Ende der Schwanzfedern. Das Tree House befindet sich zentral im Süden, doch nicht direkt am Meer. Der schönste Teil ist jedoch die geschwungene Bucht, ich meine, Brust des Geiers im Osten: Laliji.

Mit dem letzten Stück meines Paratha-Brotfladens wische ich die Reste des Chana Masalas aus der Schale und lehne mich mit einem Seufzen gegen den majestätischen Padauk, den offiziellen Staatsbaum der Andamanen, der in der Mitte des Gemeinschaftsbereichs des Tree Houses von Blue Planet aufragt. Auf das Essen hatte ich mich sehr gefreut. Indien, ein Paradies für Vegetarier. Wo sonst findet man auf der Speisekarte den Bereich Nicht-Vegetarisch als die Abweichung von der Norm?

Der Koch Alampanah, ein klein gewachsener Mann mit einem auffällig verformten Brustkorb, gesellt sich zu uns, sobald sich die Gelegenheit bietet. Nach dem köstlichen Mahl macht er uns noch ein persönliches Geschenk. Er öffnet eine Flasche Signature, indischer Whiskey, und schenkt drei Gläser ein. Insgeheim wird ihn Yoeri ein Leben lang dafür verfluchen, dass er mir Whiskey schmackhaft gemacht hat.

Alampanah arbeitet seit den Anfangstagen von Blue Planet auf Long Island, er wurde sozusagen durch den Besitzer vom 1.350 Kilometer entfernten Festland importiert. Nachdem wir ein paar Abende zusammen verbracht haben, frage ich mich, ob seine Rippen sich einfach so weit ausdehnen mussten, um Platz für sein riesiges Herz zu schaffen. Er entschuldigt sich für sein Englisch, lobt uns, unsere bisherige Arbeit und Long Island. „Geht und besucht den Strand Laliji. Er ist absolut zauberhaft.“ Er nimmt einen Schluck, grinst und fügt hinzu: „Ich war noch nie dort. Es ist eine Stunde zu laufen.“

Einrichten und kennenlernen

Aber wir müssen uns nicht hetzen, schließlich bleiben wir fast ein ganzes halbes Jahr auf Long Island, und widmen uns erst einmal den Grundlagen des Tauchgeschäfts. Wir machen eine Inventur, überprüfen und beschriften die Ausrüstung, stellen Listen und Dokumente zusammen, die Taucher normalerweise vor dem ersten Mal tauchen ausfüllen, überarbeiten die Preisaufstellung und beschreiben die Leistungen, wobei all dies nur im Dorf ausgedruckt werden kann.

Natürlich packen wir auch selbst aus und richten unser bescheidenes Eckzimmer ein, wobei ich auf gar keinen Fall ein halbes Jahr darin wohnen kann. Immerhin wurde uns eine alternative Unterbringung außerhalb des Resorts versprochen. Nach zwei Tagen sind wir mit allem fertig und wissen nicht so recht, was wir tun sollen, denn Khan, der indische Partner, der für das Tauchen zuständig ist, lässt auf sich warten und die Herrin des Hauses hält sich mit Informationen jeglicher Art bedeckt. Gäste haben wir gerade auch keine.

Also folgen wir erst einmal den grünen Pfeilen ins Dorf. Wir laufen an kleinen Hütten vorbei, winken kreischenden Kindern zu, erwidern die Grüße der Frauen, die Wasser am Brunnen holen, und kommen schließlich zum Herzstück des Dorfes im Südwesten der Insel. Die meisten Menschen leben bescheiden von der Landwirtschaft, dem Bootsbau, fischen, treiben Handel oder sitzen auf einem der unteren Regierungsposten. Nur ein kleiner Anteil der lokalen Einkünfte stammt aus dem Tourismus. Früher gab es ein Holzfäller-Camp, dessen alte Gebäude in der Nähe des Südstrandes nach und nach vom Dschungel verschlungen werden.

Tierische Begegnungen

Auf einem Rundgang zum Dorf präsentierten sich oft sämtliche Tiere der Insel. Neben Hühnern und Katzen sind dies vor allem Kühe und Büffel. Ziegen hüpfen behände über die Betonplatten und über jede kleine Mauer oder schlafen auf den Bänken Richtung Meer. Schweine suhlen sich im Schatten der Bäume und manchmal trottet eine ganze Reihe kleiner Ferkel hinter einer großen, dicken Sau her. Die Hunde sind verängstigte Wesen aus Haut und Knochen, ganz im Gegenteil zu den drei Eseln.

Die einzigen Esel der Andamanen leben auf Long Island. Sie wurden mit der Fähre vom Festland in der Absicht hierher geholt, dass sie das Gepäck der Touristen und Einkäufe transportieren würden. Aber Blue Planet hatte die Rechnung ohne die Esel gemacht, die ohne spezielles Training ganz und gar nicht daran dachten, irgendetwas zu tun, geschweige denn zu tragen. Seitdem durchstreifen sie die Insel auf eigenem Huf, wobei sie wohlgenährt und zufrieden aussehen. Viele Bewohner geben ihnen ein wenig Gemüse ab und letzten Endes freuen sich auch die Touristen über diese besonderen Inselbewohner, die immer mal wieder im Resort vorbeischaute um zu sehen, wie die Arbeit so läuft.

Wenn von jetzt auf gleich die Menschen verschwänden, würden alle Tiere ohne Probleme komplett verwildern. Die vielen bunten Vögel singen es vielleicht schon von den Bäumen. Auch Schildkröten legen ihre Eier noch an den Stränden ab. Dieses Jahr leider nicht am Südstrand, so dass wir keine Schildkröten beim Schlüpfen beobachten können, sondern nur ausgewachsenen Exemplaren beim Tauchen begegnen.

Das Dorf und die Religionsgemeinschaften

Das Zentrum des Dorfes ist ein großes Rasenfeld, das allen Bewohnern der Insel je nach persönlicher Präferenz und Anlass als Fest- und Sportplatz, Weidefläche oder Spielwiese

bereit steht. Zu zwei Seiten liegt es von Bäumen und Bänken gesäumt am Meer, auf denen entweder Ziegen schlafen oder Männer der Hitze des Tages entkommen. Frauen scheinen hingegen immer etwas zu tun zu haben. Einer der hinduistischen Tempel liegt im Osten des Feldes, die Moschee genauso wie die Schule und die zwei Restaurants im Norden, nur die Kirche liegt etwas abseits.

Die Religionsgemeinschaften sind auf den Andamanen in einem anderen Verhältnis als auf dem Festland vertreten. Laut dem letzten Zensus von 2011 gibt es mit 21 Prozent wesentlich mehr Christen (2 %) und mit 9 Prozent weniger Muslime (14 %) als auf dem indischen Festland. Bei Blue Planet ist die Verteilung der Festangestellten in etwa 50/50 – ohne Hinduisten. Offiziell werden auf der Insel die Feiertage aller Religionen eingehalten. Nicht nur dafür hängt in dem offenen Verschlag neben dem Eingang zum Resort, der als Büro und Fernsehzimmer dient, sowohl ein christlicher als auch ein muslimischer und hinduistischer Kalender.

Als zum Jahresbeginn eine neue Version aufgehängt wird, auf der Jesus mit feurigem Herzen in der Brust seine Hände zum Segen erhebt, stellte die Herrin des Hauses fest: „Es ist unwahrscheinlich, dass Jesus so weiß war. Er stammt schließlich aus Jerusalem, also dem heutigen Israel, und war damit sicher mindestens so dunkelhäutig wie ihr.“ Vandana, die sich summend jedes bedürftigen Tieres annimmt, zupft sich ihren perfekt sitzenden Schal zurecht, während sie ungläubig von der Britin auf ihren schicken weißhäutigen Jesus und zurückblickt. Auch Alampanah, obwohl Muslim, ist ernsthaft betroffen: „Was? Jesus war kein Engländer?“

Damit nicht alle Facetten der hinduistischen Kultur und Traditionen an uns vorbeigehen, haben wir zum Glück Babu, der einzige Hindu und der einzige Schnurrbartträger im erweiterten Team von Blue Planet. Er kommt immer mal für ein paar Stunden vorbei, um die nervigen C-Forms für die Polizei auszufüllen und die Buchhaltung auf Stand zu bringen (*Indiens Bürokratie: Licht und Schatten*). Dafür gibt es ein handschriftliches Ausgabenbuch und die Durchschläge der Rechnungen, die den Gästen ausgestellt werden. Einen wirklichen Überblick scheint trotz allem niemand zu haben.

Um vorherige Reservierung wird gebeten und diese Reservierungen werden in einen von Hand gezeichneten Plan des Resorts eingetragen, wodurch die Herrin des Hauses die Gäste nicht mit Namen abspeichert, sondern ihnen nur ihre jeweilige Raumbezeichnung zugesteht. Bei all dem wundert es mich nicht mehr, dass ich keinen Ordner bekomme, um die Unterlagen des Tauchzentrums ordentlich abzuheften. Wenigstens ist Verlass darauf, dass Babu die notwendigen Formulare im Dorf auszudrucken lässt, solange es bis zum nächsten Tag warten kann.

Im Ortskern an der nordwestlichen Ecke des Feldes reihen sich ein paar kleine Läden des öffentlichen Gebrauchs aneinander, bevor es an der Hauptkreuzung entweder runter zum Bootsanleger geht oder geradeaus rauf zum Forest Guest House, welches von die Regierung betrieben wird und zu der Zeit die einzig andere Option war, wie Besucher legal auf Long Island übernachten konnten. Nach rechts Richtung Osten verteilen sich die weiteren Häuser des Dorfes und dahinter liegt die kleine Krankenstation. Außerhalb finden sich nur noch Bauernhöfe, Wiesen, Felder und Wälder.

Einkaufen auf Umwegen

Wir möchten uns für die abendliche Gastfreundschaft bedanken, doch einen Laden, mit der Lizenz Alkohol zu verkaufen, gibt es auf unserer Insel nicht, so dass wir uns bei unserer

nächsten Aus- und anschließenden Wiedereinreise in Port Blair auf die Suche machen. Dort fragen wir uns zu einem kleinen Verschlag auf der Rückseite eines Restaurants durch. Wir haben Glück, denn sie haben Signature Whiskey vorrätig. Oft gibt es hier, wie auch bei einem ähnlich klandestin wirkenden Verkauf in Rangat, wo wir regelmäßig unsere Aufenthaltserlaubnis verlängern müssen, nur Bier.

Ich hätte gegen ein Kingfisher nichts einzuwenden, nur Yoeri ist von Bier nicht gerade begeistert. Zudem sind die indischen Eigenmarken bei Spirituosen im Vergleich zu importierten Marken günstig. Hohe Importsteuern schützen in Indien genauso wie auf den Philippinen die eigene Alkoholproduktion. Diese indischen Marken sind in anderen Ländern sicherlich nicht so bekannt, doch durchaus erhältlich. Die Flasche Signature kostete keine zehn Euro und ließ sich zudem viel einfacher transportieren als mehrere Liter Bier – so dachten wir.

Um an die Fahrscheine für die Fähre zu kommen, mussten wir uns früh morgens vor den Ticketbüros einfinden. Wie immer, gab es einen riesigen Menschauflauf, in dem gedrängt und geschoben wurde, was das Zeug hält. Wer sich nicht an uns vorbeischlängeln konnte, hat das Geld für die Fahrkarten schlicht einer Person, die weiter vorne stand, gereicht. Selbst zurück zu drängeln, wurde mit vernichtenden Blicken bestraft. Zum Glück konnte Yoeri irgendwann über die Köpfe von fünf Inderinnen hinweg unsere Pässe mit Aufenthaltserlaubnis nach drinnen reichen, so dass sie uns ein Ticket ausstellen konnten.

Eine Bootsfahrt

Erleichtert schleppten wir Sack und Pack in Richtung unserer Fähre. Doch, bevor wir den Steg betreten konnten, stellte sich uns ein uniformierter Inder in den Weg. Was denn da aus der Seitentasche des Rucksacks hervorlugte, wollte er wissen. Bereitwillig zeigten wir ihm die Flasche Signature. Auf dem Boot sei Alkohol verboten. Wir hätten nicht vor, die Flasche auf der Fahrt zu trinken, keine Sorge. Nein, nein, es sei verboten, Alkohol mitzuführen, er würde die Flasche an sich nehmen. Meine logische Ausführungen, dass durchaus Alkohol über diese Fähren auf andere Inseln gelangen würde, wie sollten sie sonst auf Havelock oder Neil Alkohol verkaufen können sowie die ergänzende Information, dass es auf Long Island nun einmal keinen importierenden Laden gäbe und wir das eben selbst in die Hand nähmen, halfen nichts.

Wir änderten unseren Ton. Wir würden diese Regelung gerne sehen. Auf der Rückseite des Tickets stand nämlich in der Tat so einiges, aber nichts in Bezug auf Alkohol. „Wir würden jetzt gerne den zuständigen Chef des Hafens sprechen.“ Mittlerweile wurde die Fähre beladen. Doch wir hielten tapfer an unserem Standpunkt und der Flasche fest, bis der Aufseher am Ende zähneknirschend nachgab und uns mit dem Whiskey an Bord gehen ließ.

Diesmal schien die Sonne und wir machten es uns auf unseren Sarongs an Deck gegen die metallischen Aufbauten gelehnt, die von einem leichten Ölfilm überzogen waren, so bequem wie nur möglich. Kurz nachdem wir den Hafen in Port Blair verlassen hatten, flog aus der Kapitänskajüte ein Karton, der verdächtig wie die Verpackung einer Signatureflasche aussah. Die nächsten Male würden wir die Flasche besser verstauen, um andere Menschen nicht in Versuchung zu führen.

Stolz teilten wir unsere Trophäe mit Alampanah und Khan. Ich bot auch den Kolleginnen immer mal wieder ein Glas Whiskey oder auch eins meiner Biere aus Rangat an, doch sowohl die herzensgute Vandana als auch die feurige Suman lehnten immer dankend ab.

Irgendwann lud uns Suman zu einer Feier ihrer Familie ein, wo wir unsererseits so mit selbstgemachten Palmwein abgefüllt wurden, dass ich mich anschließend nicht erinnern konnte, ob sie selbst auch etwas getrunken hatte.

Die gelbe Route und das blaue Meer

Mit Abstand am häufigsten folgen wir den gelben Pfeilen. Die Route schlängelt sich durch den Wald zu dem nahe gelegenen Strand im Süden. Dorthin laufen wir jeden Tag, meistens mehrmals. Morgens zum Yoga, abends für den Sonnenuntergang und zwischendrin, wenn wir tauchen gehen, für unsere regelmäßigen Strandreinigung oder wenn wir uns Luft verschaffen müssen.

Gemeinsam mit Yoeri auf einem Baumstein am Strand zu sitzen, erlaubt es, unsere Situation zu reflektieren, um es neutral auszudrücken. Für mich war es lange Zeit einfach der Augenblick des Tages, um Frust abzulassen. Für den Moment kann es heilsam sein, meinem Ärger oder Enttäuschung Luft zu machen, aber dauerndes Meckern, schlägt nicht nur Yoeri aufs Gemüt, sondern zieht letztlich auch mich selbst runter. Denn die ganze Negativität für eine geballte Entladung muss zunächst innerlich gesammelt werden. Ohne Yoeri und Yoga wäre ich wahrscheinlich wahnsinnig geworden.

Auch die Natur entschädigt für vieles. Zum Sonnenaufgang und -untergang setzte sich der ganze Strand in Bewegung, wenn aberhunderte von kleinen Einsiedlerkrebse zum Rand des Meeres strömten, um dort nach ihrer nächsten Mahlzeit zu suchen. Abends kamen für gewöhnlich die Rinder mit den langen, geschwungenen Hörnern, um sich ein Plätzchen zum Schlafen zu suchen. Der Übergang von Tag zu Nacht hingegen ging, wie überall in den Tropen, viel zu schnell. Doch da es drumherum kein einziges künstliches Licht gab, tauchten nach und nach unzählige Sterne auf. Manchmal glühte dazu das Meer in der Brandung bläulich.

Verantwortlich für ein solches Glühen sind winzige Algen, Dinoflagellate, die im Wasser treiben. Wenn sich die Wellen am Strand brechen oder ein Boot durchs Meer pflügt, löst diese Bewegung eine chemische Reaktion in diesen kleinen Lebewesen aus. Sie emittieren bläuliches Licht. Diese Biolumineszenz lässt sich wunderbar auf Nachttauchgängen demonstrieren. Wir bitten dann alle ihre Lampen gegen die Brust zu halten und sobald es dunkel ist, den freien Arm auf und ab zu bewegen, so dass jeder seinen eigenen kleinen Sternenregen erzeugt.

Ausflug zum Abschied

Am Ende verging die Zeit immer schneller, obwohl der Strom der Gäste nach Ostern kontinuierlich abnahm. Wir gingen weiter tauchen, damit Yoeri genug Material für Videoclips sammeln konnte, denn der erste Schwung ging verloren, als eine seiner externen Festplatten die ständigen Spannungsschwankungen der Elektrizität nicht mehr mitmachen wollte und von jetzt auf gleich den Geist aufgab.

Long Island der Welt vorstellen war die eine Seite, vor allem wollten wir jedoch die Unterwasserwelt unseren Kollegen zeigen. Das Interesse an einem Schnuppertauchgang war riesig, die Bedenken auch. Wir warteten, bis die Besitzer ausgeflogen waren und setzten dann für uns alle gemeinsam einen Mitarbeiterausflug an. Alampanah geriet völlig aus dem Häuschen, als wir ihm erklärten, dass wir die Küche schließen würden, selbst wenn es einen Gast geben sollte.

Gemeinsam entschieden wir uns dafür, mit dem Boot nach Laliji zu fahren, um dort zu picknicken und zu tauchen. Außer Mallick war noch keiner des jetzigen Teams je dort gewesen. Alle kamen und brachten zum Teil noch ihre Familien mit. Unser Küchenteam machte sich sofort daran, das Picknick aufzubauen. Sie hatten sogar Palmwein organisiert, den wir nach dem Tauchen mit den Männern am Strand teilten.

Yoeri machte eine generelle Einführung für alle Interessierten und erklärte ganz ruhig mit wenigen Worten, was sie unter Wasser machen sollten. Keiner unserer Kandidaten konnte schwimmen, so dass wir am Ende beschlossen, ihnen gar keine Flossen anzuziehen. Es war nicht einfach, aber es war ein Heidenspaß und ich besonders glücklich, dass am Ende tatsächlich zwei der drei Frauen mit mir tauchen waren.

In Deutschland ließ ich Abzüge von den Fotos dieses besonderen Tages machen und schickte sie nach Long Island, damit sie unsere indischen Freunde an all das erinnern mögen. Zu dem Zeitpunkt hatte dort noch kein jemand Zugang zum Internet, geschweige denn eine E-Mail-Adresse oder einen Social-Media-Account.

Zurück in Blue Planet verstaute wir alles in der Küche. Dann wurde das Radio aufgedreht und wir Mädels begannen zu tanzen. Ich hatte für diesen Tag extra Bier in der Eistruhe gebunkert und jetzt im gelösten Zustand, als wir einen Moment alleine zusammen standen und über uns selbst lachten, gestand mir Suman, dass sie nicht vor den Männern trinken dürften. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Auf die Idee wäre ich im Leben nicht gekommen. Schnell verschwand ein Bier in ihrer Handtasche und ich scheuchte sie zu einem Spaziergang in den Wald, während ich die Männer ablenkte.

Ob wir an diesem Abend noch daran dachten, den Hahn nach draußen zu setzen, weiß ich nicht mehr (*Im Rhythmus der Tropen*). Ich weiß nur noch, dass es eine unglaubliche Freude war, allen anderen eine solche Freude zu bereiten, dass wir uns immer wieder gegenseitig zum Lachen gebracht haben und uns wünschten, dass dies nicht aufhört.

Abreise

Das Ticket für den Rückfahrt kostete für Ausländer genauso viel wie für die Einheimischen. Vielleicht wussten sie auf Long Island nichts von den unsubventionierten Preisen für Touristen oder wir zählten nach unserem langen Aufenthalt doch ein wenig dazu? Während Mallick unser Gepäck mit dem Motorrad zum Anleger brachte, lief Alampanah mit uns zu Fuß. Wir wollten nicht Lebewohl sagen, nur bis zum nächsten Mal. Natürlich bestanden sie darauf, uns das Gepäck auf die Fähre zu tragen und als wir oben an der Reeling standen, habe ich solange gewinkt, bis ich ganz sicher war, dass auch sie mich nicht mehr sehen konnten. Die Tränen sind mir allerdings noch eine ganze Weile länger die Wangen runter gekullert.

Auf verschlungenen Wegen hat Long Island mein Herz geweitet, meine Seele berührt und den Verstand – und manchmal sogar das Mundwerk – in seine Schranken gewiesen. Seitdem hat kein anderer Ort der Natürlichkeit, Freude und Herzlichkeit der Menschen, mit denen wir zusammen gelebt und gearbeitet haben, das Wasser reichen können. Trotz allem könnten wir nicht dauerhaft dort leben, obwohl ich am Ende die ganze Zeit in dem einen kleinen Eckzimmer im Resort ausgehalten habe.



Die Magie des Oktopus und die Faszination Manta



Muck diving: Schätze in Schlamm und Müll



Nyepi, der Tag der Stille, auf Bali 2020 gleich doppelt



Warum auf Bali das Toilettenpapier nicht knapp wird



Als Yoeri den Wachhund klaute und andere Begegnungen von Mensch und Tier



Kaufen und handeln



Mit Gefühl: Im Wasser neue Wege beschreiten



Warum ich tauchen liebe

Ich war mir sicher, dass ich tauchen lieben würde, denn nur im Wasser könnte ich das Gefühl des Fliegens aus meinen Träumen erleben. Davon war ich überzeugt und so ist es gekommen. Seitdem ist es nur noch besser geworden.

Die Sucht des Tauchens

Schwerelosigkeit und Freiheit, Natur und Artenvielfalt, aber vor allem das ganz neue Körpergefühl, diese Mischung von Atmung und Bewegung, Anspannung und Entspannung, schlugen mich sofort in ihren Bann. Kurz nachdem ich auf den Philippinen tauchen gelernt hatte (*Endlich richtig abtauchen*), schrieb ich nach Hause: „Macht einfach süchtig! Es ist wie Unterwasseryoga. Du kontrollierst die Höhe über deinen Atem und du bewegst dich möglichst langsam und energiesparend. Atmest ruhig und entspannt. Unglaublich. Und dabei eröffnet sich dir noch eine wunderschöne, faszinierende, vibrierende Welt voller zauberhafter Wesen und abgedrehter Formen.“

Als ich nach einem Kurs das erste Mal mit Yoeri tauchen ging, konnte ich es nicht fassen. Er schien sich nicht zu bewegen, kam dennoch mühelos voran, konnte einfach so in der Strömung hängen und in jede beliebige Richtung navigieren. Ich war hin und weg. Wie machte er das? Ein Fisch unter Fischen. Das wollte ich auch! Die Anziehung durch meinen eigenen Meerese Gott verschmolz mit der Liebe für das Tauchen und entfachte eine tiefe Leidenschaft und Hingabe, um ganz und gar nicht pathetisch zu klingen.

Tauchen bezieht den ganzen Körper und alle Sinne ein und hat dabei ein sehr spielerisches Element. Eben alles nach Gefühl. Auf jeder Tiefe gilt es, die richtige Tarierung zu finden, Atmung und Bewegung auf einander abzustimmen, sich dabei passend zur Strömung oder Dünung auszurichten, um nicht zu viel Luft oder Energie zu verbrauchen. Schließlich wollen wir so lange wie möglich mit unserem 12 Liter Tank voller Pressluft dort unten bleiben.

Die Anfänge

Zu Beginn genoss ich einen Aspekt des Tauchen besonders, die Phase des „freien Falls“. Rund um Alona Beach gab viele Tauchplätze mit steil abfallenden Riffwänden. An der Riffkante angekommen, kontrollierte ich, dass keine Luft mehr in der Tarierweste saß, um anschließend ganz lange und vollständig auszuatmen, so dass ich schneller und schneller sank. Dazu streckte ich Arme und Beine von mir wie ein Seestern. So in etwa stellte ich mir Fallschirmspringen vor und genoss das Gefühl in vollen Zügen.

Wenn nötig, atmete ich einmal kurz und schnell ein und anschließend sofort wieder lange aus, um die Geschwindigkeit meines „Falls“ nicht frühzeitig abzubremsten. Erst kurz vor dem Grund oder der geplanten Tiefe änderte ich meinen Rhythmus, atmete lange und tief ein, füllte meine Lunge komplett mit Luft. Luft ist leichter als Wasser und je mehr davon in den Lungen oder der Tarierweste steckt, umso mehr schwereres Wasser verdrängt der eigene Körper.

Um neutral austariert zu sein, also weder zu sinken (negative Tarierung) oder zu steigen (positive Tarierung), muss ein Taucher genauso viel Wasser verdrängen, wie seinem eigenen Gewicht entspricht – inklusive der Ausrüstung versteht sich. Das erkannte der griechische Gelehrte Archimedes bereits vor über 2.000 Jahren. Als er in eine volle Badewanne stieg und diese überlief, schlussfolgerte er, dass diese verdrängte Menge Wasser seinem Körper entsprechen musste. Daraufhin soll er, nackt wie er war, auf die Straße gerannt sein, um dort „Heureka!“ (Ich habe es gefunden) in die Welt zu posaunen.

Vielleicht war das zu der Zeit gang und gäbe, vielleicht hat ihm auch jemand entgegnet, er solle doch bitte erst einmal einen Mantel finden. Jedenfalls wurde so oder so ähnlich das archimedische Prinzip geboren, das auf alle fluiden Stoffe anwendbar ist. Da sich Volumen und Dichte mit dem zunehmenden Druck in der Tiefe verändern, musste ich dort zusätzlich eine paar Luftstöße in die Tarierweste geben. Warum das so ist, erklärt das Gesetz von Boyle-Mariotte, doch da über ihre Entdeckung keine schöne Geschichte überliefert ist, hier nur die nackten Tatsachen: Der Druck idealer Gase ist bei gleichbleibender Temperatur und gleichbleibender Stoffmenge umgekehrt proportional zum Volumen.

Im Meer ist der Druck in zehn Metern Tiefe doppelt so hoch wie an der Wasseroberfläche, wodurch das Volumen die Hälfte beträgt. In 20 Metern ist der Druck dreimal so hoch, so dass das Volumen auf 1/3 sinkt usw. Obwohl wir zum Großteil aus Wasser bestehen, welches in solchen Tiefen nicht weiter komprimiert wird, ist das Wissen für die Tarierung grundlegend und erklärt außerdem, warum wir in den körpereigenen Lufträumen – Lunge, Mittelohr, Nase und Nebenhöhlen – sowie den Luftraum in der Maske, wodurch wir unter Wasser überhaupt erst klar sehen können, den Druck ausgleichen müssen (*Wie ich zum tauchen kam*).

Unvergleichliches Naturerleben

Doch es ist nicht nur das Gefühl des Tauchens selbst, das mich verzaubert hat, sondern auch die Unterwasserwelt, die gleichzeitig begeistert und entspannt. Nirgendwo sonst bin ich bisher so vielen verschiedenen Tieren nahe gekommen; darunter auch solchen, die sich nicht vom Fleck bewegen wie Korallen, Schwämme oder Seescheiden. Sie werden allesamt immer wieder gerne für Pflanzen gehalten, wobei es außer verschiedenen Arten von Seegras und Algen an Korallenriffen keine Pflanzen zu bewundern gibt.

Zu Beginn kam ich aus dem Staunen gar nicht heraus und noch immer gibt es Neues zu entdecken (*Muck diving: Schätze in Schlamm und Müll*). Das Schwierigste war das Gesehene, die ganze neue Wunderwelt, in Worte zu fassen, weil es so unglaublich viel war, so viele neue, bizarre und bunte Wesen auf mich einstürzten, und ich oft gar nicht genau wusste, um was es sich dabei eigentlich handelte. Das macht es einerseits schwierig, die Begegnung zu beschreiben, andererseits erschwert es, alles detailliert wahrzunehmen und sich zu erinnern.

Nach drei Tauchgängen am Tag war ich auf Wolke Sieben, hatte aber Mühe zu sagen, was auf welchem Tauchgang passiert war und mir Details oder Arten ins Gedächtnis zu rufen. Da ich nicht einfach nur blind konsumieren, sondern die neue Welt um mich herum wirklich verstehen wollte, fing ich an, meine Nase in alle Bestimmungsbücher zu stecken, Yoeri über seine Unterwasservideos auszufragen und idealerweise direkt nach dem Tauchgang, die herausragenden Funde, ob alte Bekannte oder neu kennengelernte Arten, in mein Logbuch zu schreiben.

Voller Liebe

Sobald man weiß, was man sieht, kann sich die Wahrnehmung vertiefen. Es geht nicht mehr allein darum, eine Art (wieder) zu erkennen, sondern zu beobachten, was dieses Unterwasserlebewesen macht, wie es mit anderen in Beziehung tritt, wo es zu finden ist, von was es sich ernährt, wie es auf uns reagiert und vieles mehr. Gerade für Unterwasserfotografen oder -videografen ist das Wissen Gold wert, denn dann kann ich nicht nur an den richtigen Stellen nach dem Objekt meiner Begierde suchen, sondern auch noch abschätzen, was vielleicht als nächstes geschieht und wie ich mich dafür am besten positioniere.

„Wir schützen nur das, was wir lieben,“ sagte einst Jacques Cousteau. Um es zu lieben, müssen wir es erst einmal kennen und am besten noch verstehen. Noch immer werden viele neue Arten entdeckt, was nicht heißt, dass sie noch niemand gesehen hat. Sie wurden nur noch nicht wissenschaftlich beschrieben und klassifiziert. Wie die Arten miteinander in Beziehung stehen und welche Rollen sie im Lebensraum Korallenriff erfüllen, ist noch weniger bekannt als über die einzelnen Arten selbst. Es schlummern noch viele Schätze unter der Wasseroberfläche.

Stück für Stück erschließe ich mir die Unterwasserwelten, die wir besuchen und teile das, was ich kennenlernen gerne mit anderen, ob in Briefings oder in Geschichten und Fotos auf unserer Website. Dabei bin ich nicht nur in meinem Element, sondern mittendrin im Geschehen. Es gibt so viel zu entdecken, so viel zu fotografieren. Ständig Neues lernen, nicht nur über die verschiedenen Arten und das Zusammenspiel im Ökosystem, sondern auch über mich selbst, das Meer und das Tauchen an sich erfüllt mich und verhindert, dass in dieser Liebesbeziehung Langeweile aufkommen kann. Selbstverständlich haben andere Taucher andere Vorlieben (*Miteinander, ob gleichgesinnt oder andersartig*).

Immer wieder treffe ich auf mir vorher unbekannte Geschöpfe oder Variationen von Arten. Dieses Suchen und Finden, um zu beobachten und zu dokumentieren, ohne in die Natur einzugreifen, ist neben dem Gefühl der Freiheit und Schwerelosigkeit, das, was bei mir und vielen anderen die Glücksgefühle beim Tauchen freisetzt. Das Eindrücklichste, die unvergesslichen Momente für alle Taucher, sind ganz sicher solche, in denen Unterwasserlebewesen in wirkliche Interaktion mit uns treten. Respektvoll und im Sinne der Tiere entstehen magische Momente.

Sei es der Oktopus, der einen Finger oder gleich die ganze Hand befühlt und sich dann zwischen den Augen kraulen lässt oder Mantas, mit denen wir Kapriolen schlagen (*Die Magie des Oktopus und die Faszination Manta*). Für gewöhnlich sind Igelfische sehr scheu, doch einmal reagierte in Wakatobi einer von ihnen auf mein Winken und kam, um sich an meinen Bauch zu schmiegen. Ich war viel zu perplex, um irgendwie zu reagieren. Meine Tauchgruppe war hellauf begeistert, was der Igelfisch jedem Einzelnen von ihnen mit einer Schmuserunde dankte.

Ähnliches erlebte ich auf Sint Eustatius, wo eine Unechte Karettschildkröte, direkt auf mich zu schwamm. Als sie nur Zentimeter vor meiner Maske stoppte, fragte ich mich kurz, was wohl passieren würde, wenn sie jetzt beherzt zubeißen würde. Doch wir haben uns einfach nur in die Augen geschaut und nach einem Moment, der sich wie eine Ewigkeit anfühlte, drehte sie ab und blickte jedem anderen Taucher einmal eindringlich ins Gesicht. Noch warte ich auf meine erste richtige Begegnung mit Walen oder Delfinen.

Die nächsten Schritte

Noch schöner wird es, wenn ich diese Erfahrung mit anderen teilen kann. Wobei ich gerne einfach weiterhin tauchen gegangen wäre, um Erfahrungen zu sammeln und zu teilen, ohne direkt Verantwortung für andere zu übernehmen. Auch wenn ich kein „Zero to Hero“, also vom Open Water alle Tauchkurse in einem Rutsch durch bis Divemaster oder gar Tauchlehrerin, hingelegt habe, ging es für mein Empfinden doch schnell.

Aber gut, Divemaster und damit Tauchguide zu sein, erschien mir als geeigneter Kompromiss, um erstens viel zu tauchen, denn günstig ist das Hobby nicht gerade, und zweitens gemeinsam mit Yoeri Bewerbungen in die Welt hinaus schicken zu können. Tauchen, gerade auf abgelegenen Inseln, ist einer der wenigen Bereiche, wo Stellen immer wieder direkt für Paare ausgeschrieben werden. Leider heißt es dann häufig, dass einer das Resort leiten solle und der andere das Tauchzentrum.

Warum sie trotzdem nach zwei Tauchlehrern fragen, um dann zumindest einen der beiden dauerhaft an Land zu fesseln, erschließt sich uns nicht. Uns ging es weder um einen wohlklingenden Eintrag für den Lebenslauf noch um eine Leitungsfunktion sondern einfach darum, so viel Zeit wie möglich unter Wasser verbringen zu können. Mit dem Titel als Divemaster konnte ich jedoch bei keiner Stelle punkten und sah grummelnd ich ein, dass es an der Zeit wäre, Lehrerin zu werden.

Passenderweise startete der PADI Course Director (Ausbilder für Tauchlehrer), den Yoeri schon seit Jahren kannte, genau zu dem Zeitpunkt Instructor Development Courses (IDCs) auf den Philippinen. Mark Soworka von Dive Careers ist nicht nur einer, wenn nicht der, erfahrenste PADI Ausbilder, sondern vermittelt sein Wissen mit jeder Menge Humor und Geduld. Keinerlei Allüren Richtung Drill-Sergeant, wie sie einem in der Tauchbranche immer mal wieder begegnen.

Yoeri hatte schon zwei seiner Ex-Freundinnen zu Mark geschickt, jetzt kam Mark quasi zu mir, okay wir trafen uns für die Ausbildung auf Malapascua (Philippinen). Mittlerweile trägt Mark es mit Fassung, dass Yoeri keine weiteren Freundinnen zu ihm schickt. Lustigerweise schien er immer genau dort neue IDCs anzubieten, wo wir waren. So sahen wir uns sowohl auf den Andamanen als auch auf Bali wieder. Wir sind gespannt, wo das nächste Mal sein wird und schicken derweil jeden guten Gewissens zu einem Kurs mit ihm.

Lehren lernen

Mit der Lizenz zum Ausbilden suchten wir nach Orten, wo es möglichst wenig Tauchkurse geben würde und landeten auf Long Island (Indien). Dort durchlebte ich den längsten Tauchkurs der Geschichte. Rückblickend fühlt es sich wie zwei Wochen an, in denen ich mit Engelszungen auf ein junges finnisches Pärchen einredete. Vielleicht waren es auch nur sieben Tage. In jedem Fall können sie froh sein, dass wir an einem Ort waren, wo wir uns die Zeit für einen solchen Kurs überhaupt nehmen konnten. Leider dauerte es nicht nur ewig, bis sie die Theorie halbwegs verinnerlicht hatten, sondern auch alles andere war dem Gesetz der Langsamkeit unterworfen.

Hatte ich in mühsamer Kleinarbeit erklärt, was wir direkt im Anschluss als Übungen im Wasser machen würden, standen sie auf und verschwanden auf unbestimmte Zeit. Bis ich sie zum Strand getrieben und sie die Ausrüstung zusammengebaut hatten, vergingen weitere Stunden. Selbst wenn ich eine schnelle Erinnerung einwarf, schien insbesondere er, sich unter Wasser an rein gar nichts erinnern zu können. Nachdem ich die Übung vorgemacht hatte, schauten mich verständnislose Augen treuherzig an.

Doch wir waren alle zu stur, um ans Aufgeben nur zu denken. Trotzdem war es nicht nur zum Verzweifeln, sondern nährte Zweifel in mir oder eher die Bestätigung: „Siehste, du bist zu ungeduldig, du kannst nicht unterrichten.“ Obwohl ich nie hatte Lehrerin werden wollen, wollte ich jetzt, da ich einmal in der Nummer drinsteckte, alles bravourös meistern. Einmal schrie ich ihn aus lauter Verzweiflung so laut unter Wasser an, dass er verschreckt das tat, worum ich ihn gebeten hatte.

Ein andermal blieb er sitzen, als er seiner Freundin und mir folgen sollte, während wir den Notaufstieg zunächst entlang des Grundes übten. Bei der schlechten Sicht und ohne die versprochenen Hilfsmittel wie Maßband und Boje konnte ich ihn nicht wiederfinden (*Volle Kraft voraus*). Zum Glück gab es hier keinen Bootsverkehr, der ihm hätte gefährlich werden können, doch ich war ernsthaft besorgt, ob er nach oben kommen würde, wenn sein Tank leer war. Nach geschlagenen 15 Minuten kniend im Sand auf knapp zwei Metern Tiefe streckte er dann doch seinen Kopf an die Wasseroberfläche, um nach dem Rechten zu sehen. Die Ausführungen zum Lost-Buddy-Plan, nur eine Minute nach den Tauchkollegen zu suchen, um sich dann an der Wasseroberfläche wiederzutreffen, waren ihm entfallen.

Wir bewiesen beide Geduld und Ausdauer und am Ende hätte ich sie guten Gewissens zertifiziert, wenn wir denn bereits die entsprechenden Unterlagen gehabt hätten. Auch dieser Prozess dauerte Monate. Mein nächster Kurs war das genaue Gegenteil. Der angehenden Medizinerin aus Berlin floss anscheinend Salzwasser durch die Adern. Schon ihr erster Tauchgang war 60 Minuten, sie verstand alles, machte alles, hatte ihre helle Freude. Hin und wieder driftete sie jedoch komplett ab. In Gedanken, in andere Welten. Es war mir egal, solange sie irgendwann auf mein Winken reagierte. Immerhin schwebte sie währenddessen perfekt im Wasser. Ich konnte mich gut in sie hineinversetzen, schließlich war es mir nur zwei Jahre zuvor ganz genauso ergangen.

Einen Monat später wurde eine indische Gruppe angekündigt. Alle acht seien an einem Schnuppertauchgang interessiert. Uns sank das Herz. Wahrscheinlich hatten sie selbst zwei Stunden für diese Erfahrung veranschlagt, wobei es uns eher ihre vollen zwei Tage in Anspruch nehmen würde. Wir bereiteten uns mental vor, machten einen Schlachtplan. Unabhängig davon, ob sie schwimmen könnten oder nur Unterwasserfotos für ihre Familien schießen wollten, würden wir weder die einführende Theorie und noch die ersten Übungen ausfallen lassen.

Wir waren auf alles vorbereitet, nur nicht darauf, dass sie jeden unserer Vorschläge, alle Erklärungen gutheißen würden. Nein, sie konnten größtenteils nicht schwimmen. Aber sie waren glücklich zu hören, dass sie wirklich etwas lernen würden, dass sie Übungen bestehen mussten, dass wir nicht planten, sie die ganze Zeit nur festzuhalten oder alle zusammen an einem Stock oder einem Strick durchs Wasser pflügen zu lassen, wie es an anderen Orten, nicht nur auf den Andamanen, durchaus vorkommt. Für meine Medizinerin wären dies Babyschritte gewesen, aber für diese Gruppe, insbesondere die Frauen, war es mehr als eine Erfahrung. Sie wuchsen an der Herausforderung. Sie feuerten sich gegenseitig an und am Ende konnten alle stolz auf sich sein.

Einstellung und Meditation

Es ist schön, ganz neue Plätze kennenzulernen, doch an vielen Orten kann ich immer wieder tauchen, sie mit jedem Tauchgang detaillierter kennenlernen, Bewohner und Verhaltensmuster beobachten, sehen, wie sich der Platz im Tages- und Jahresverlauf und mit den Wasserbedingungen verändert. Jeder Tauchgang ist anders und bietet Neues. Meistens kommt es einfach auf die Einstellung an, was sich an Land genauso positiv bemerkbar macht. Sich auf die Situation einlassen können, nichts erzwingen wollen, von sich selbst oder dem Meer und seinen Bewohnern.

Wirklich spannend wird es dort, wo sich umgekehrt Meeresbewohner an bestimmte Taucher erinnern. Auf Sint Eustatius gab es einen Trompetenfisch, den Yoeri zu sich rufen konnte. Sobald er seinen Arm ausgestreckt hatte, legte sich dieser eine Fisch darauf – nur bei ihm, jedes Mal wieder. Mantas reagieren nicht nur unterschiedlich auf verschiedene Menschen, sondern haben ihre eigene Launen. An manchen Tagen kommen sie ganz nah heran, streicheln einem mit ihren Flügeln über den Kopf oder schauen über die Schulter, wenn man wagt, etwas anderes als die majestätischen Tänzer selbst zu filmen, und an anderen Tagen lassen sie niemanden auch nur in ihre Nähe.

Manche Tauchgänge bleiben besser im Gedächtnis als andere. Fotos können, genauso wie an Land, eine gute Stütze sein, aber auch von anderen Dingen, die um uns herum geschehen, ablenken. Die eigenen Balance zu finden, lohnt sich. Denn sowohl Tauchen als auch Unterwasserfotografie bieten die Möglichkeit, sich selbst und seine Grenzen, das Medium Wasser und die Natur besser kennenzulernen. Mit offenen Augen durch die Unterwasserwelt zu gleiten, dabei neue Dinge entdecken oder alte Bekannte begrüßen, bringt unsere Glückshormone in Schwung. Die Zeit scheint anders zu vergehen: Viel zu schnell und dann doch gedehnt, so als würde all das Erleben nicht in den kleinen Zeitraum hineinpassen und unsere Wahrnehmung ihn weiten, um Platz zu schaffen für all die Begegnungen und Gefühle eines einzigen Tauchgangs.

Warum ich tauchen am meisten liebe, lässt sich vielleicht am besten mit dem Begriff aktive Meditation beschreiben, sich einfach hingeben, sich an das Meer und die sich dauernd verändernden Bedingungen anpassen. Ich kann mich vollkommen selbst verlieren und neu

entdecken, meine Nichtigkeit und wahre Größe erkennen. Körper und Geist verschmelzen, ich gehe im Moment auf, stehe im Einklang mit der Natur, lasse mich fallen, um über mich hinauszuwachsen. Nicht nur auf sondern unter Wasser zu sein, rückt das Dasein ins rechte Licht. Die eignen Sorgen verschwinden in den Weiten des Ozeans.



Momentaufnahmen: An Land und unter Wasser



Entwicklung in Zeit und Raum: Trauern mit Fotografie



Sich treiben lassen oder zwei Wasserratten in den Bergen



Im Paradies verloren



Von Katze adoptiert



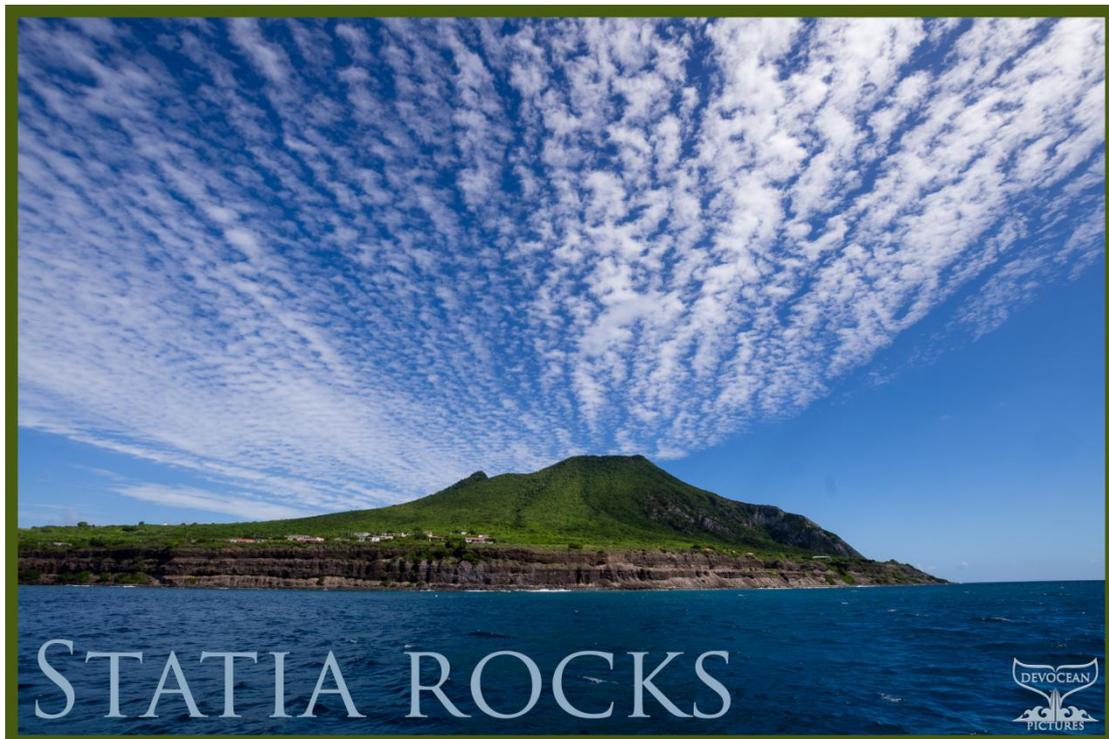
Unter Schutz stellen



Miteinander, ob gleichgesinnt oder andersartig



Nach Hause kommen



Im Bann der blauen Perlen



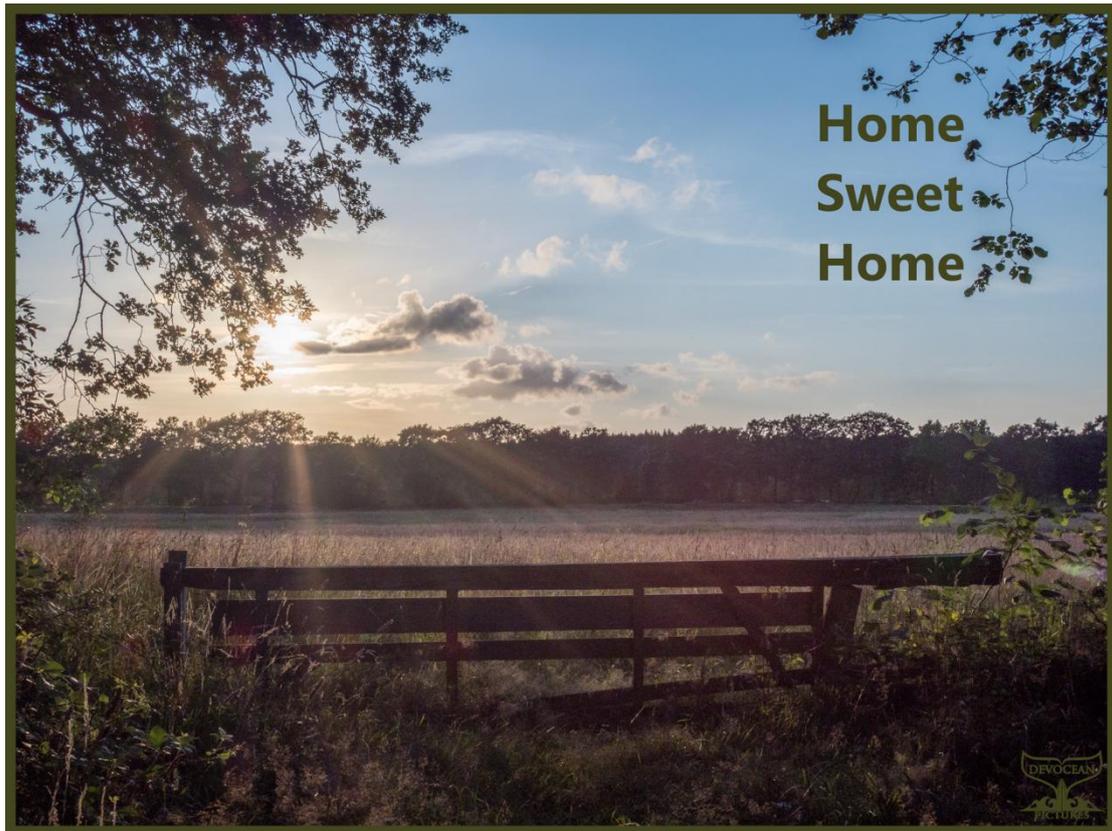
Leben unter Corona: Regeln und Realität auf Bali



Kleine Freuden des Tages und Rituale des Lebens



Hauptsache weg: Reisen in Zeiten von Corona



Heimkehr: Rück- und Ausblicke über den Maskenrand



Alles Yoga oder was?



Ums Überleben kämpfen

Jede Erfahrung in unserem Leben kann uns etwas lehren. Manchmal sträuben wir uns dagegen, manchmal dauert es etwas, bis wir zur Erkenntnis gelangen und manchmal revidieren oder erweitern wir diese. Das eigene Leben ist sicher der beste Lehrmeister, aber nicht der Einzige. Als Gemeinschaft profitieren wir laufend von den Leben anderer. Wir können unseren Mitmenschen und Vorfahren für so vieles dankbar sein, was sie für uns erfahren, erforscht und gelernt haben, so dass wir dies im besten Falle nicht selbst durchmachen müssen oder besser gerüstet sind.

Denn es wird immer Dinge geben, die uns aus der Bahn werfen, Erfahrungen, die durchlebt werden müssen, die uns niemand abnehmen kann. Es waren vor allem neue und ungewohnte Situationen und Sichtweisen, aber auch die harten Schicksalsschläge, von denen ich am meisten lernen konnte. Im Grunde läuft dieser Prozess fort, denn sie erinnern mich immer wieder daran, worum es im Leben wirklich geht. Schließlich sind unser aller Tage gezählt. Und das ist auch gut so.

Um Vergebung bitten

Um loslassen zu können, um frei zu sein und in meinem Herzen Raum für Neues zu schaffen, wähle ich Vergebung. Ich war in meinen Augen nie wirklich nachtragend, aber habe auch nicht besonders schnell vergeben. Lange glaubte ich, die andere Person müsste sich zuallererst einmal entschuldigen, damit ich ihr verzeihen könnte. Obwohl eine frühere Freundin mir geschrieben hatte, wie leid es ihr täte, hatte sie es meiner Meinung nach

trotzdem nicht verdient, dass ich ihr verzeihen würde. Schließlich hatte sie sich falsch verhalten und das ließ sich durch eine Entschuldigung nicht einfach so wieder gut machen.

Yoeri hat mich dann recht schnell darauf gebracht, dass es mir gut tun würde, wenn ich nicht einfach nur Gras über diese alte Verletzung wachsen lasse, sondern stattdessen aktiv vergebe und dass vergeben keineswegs bedeutet, dass ich klein beigebe oder ihr Verhalten damit gerechtfertigt sei. Es funktionierte. Denn damit nahm ich ihr die Macht darüber, meine Gefühle zu bestimmen und sei es nur, wenn ich an den Vorfall dachte. Es war befreiend.

Nachdem mir eine sehr gute Freundin berichtete, wie gut ihr Meditationen zu Vergebung getan haben, meldete ich mich im Sommer 2020 zu einem kostenlosen Online-Seminar zum Thema Vergebung von Laura Malina Seiler an. Sie hatte in ihrem Podcast „Happy, holy, confident“ über „Die drei größten Missverständnisse über Vergebung“ gesprochen und, auch wenn ich eigentlich wusste, wie es besser geht, fühlte ich mich ertappt. Dass es der andere nicht verdient hätte, dass er sich erst entschuldigen müsse, aber vor allem dass ich selbst Vergebung nicht verdient hätte, hat mich im Laufe meines Lebens immer mal wieder darin gehindert, eine Erfahrung hinter mir zu lassen und mich weiter entwickeln zu können.

In dem Seminar erklärt sie, wie wir das hawaiianisch Vergebungsritual Ho’oponopono für uns nutzen können. Ich weiß, wem ich vergeben möchte – meinem Vater und vielleicht noch ein wenig mehr mir selbst. Auf einmal taucht ein Bild von Jonathan* in meinen Kopf auf. Während mir die Tränen in die Augen schießen, spreche die Sätze: „Es tut mir leid. Bitte vergib mir. Ich liebe dich. Danke.“ Dabei entschuldige ich mich mehr, als dass ich ihm vergebe, aber das spielt gerade keine Rolle.

Im Laufe der kommenden Wochen werde ich es mehrmals wiederholen, um sowohl mir als auch ihm zu vergeben. Ich habe mich damals bei seinen Eltern entschuldigt, von ihnen umgehend so viel Mitgefühl und Verständnis erhalten, dass ich es kaum glauben konnte. Davon unabhängig, habe ich mich selbst bestärkt, mich stärken lassen und mich verstärkt auf die Suche gemacht, um mich nicht selbst zu verlieren.

Vom Blitz getroffen

Ende November 2019 jogge ich durch das ehemalige Truppenübungsgelände „De Strubben“ in Drenthe. Während ich auf meinen neuen Rekord zusteuere, denn ich mag es durchaus, mich mit mir selbst zu messen, wabert der Nebel hüfthoch durch die offenen Heideflächen, kleine Zapfen und Äste knacken unter meinen Füßen. Im Wald tropft es von den Bäumen, der Boden dampft, riecht nach Tannennadeln und feuchtem Laub. In den sandigen Senken habe ich das Gefühl, als wenn ich durch Wolken laufen würde und obwohl sich die kühle Feuchte auf mein Gesicht legt, produziere ich innerlich genug Wärme, um all diese Sinneseindrücke zu genießen. Ich fühle mich lebendig, ich bin dankbar für meinen Körper, umarme mich innerlich selbst, habe ich doch zuvor gerade die Meditation zu „Tschüss Trigger, hallo Heilung!“ gehört.

Nachdem ich in meine eigene Vergangenheit eingestiegen bin und mir einen Manta als Krafttier gesandt habe (*Die Magie des Oktopus und die Faszination Manta*), denke ich darüber nach, was Yoeri wohl aus seinen ständigen Kampf mit der Technik lernen soll. War es so offensichtlich, wie sich in Geduld zu üben? Vielleicht war es zu akzeptieren, dass wir nicht alles in unserem Leben kontrollieren können, obwohl er in dieser Hinsicht weiter ist als ich. Auf einmal durchzuckt es mich, fast stolpere ich über eine große Wurzel, so sehr trifft

mich die Erkenntnis und, hätte ich es damals bereits gekannt, hätte ich sofort Ho'oponopono praktiziert, um diese kraftvolle Eingebung zu unterstützen.

Ich wusste es damals nicht besser, doch jetzt sehe ich, dass es gar nichts genützt hätte, wenn ich 2018 länger für meinen Vater in Deutschland geblieben wäre. Etwas löst sich in mir und ich spüre, dass ich mir dies bisher nicht wirklich vergeben hatte. Ja, ich hätte mehr Zeit mit meinem Vater verbringen können. Doch ich wäre in „Rettermodus“ gewesen. Hätte organisiert, gemacht, getan und dabei ganz vergessen, worum es eigentlich geht: Die gemeinsame Zeit zu genießen, zusammen etwas zu erleben und dadurch weitere schöne Erinnerungen zu schaffen, auf die ich nun zusätzlich zu allem anderen, was davor war, zurückblicken könnte. Gemeinsam würden sie mir Kraft und Halt geben, wann immer ich mich verloren in Raum und Zeit fühle (*Entwicklung in Zeit und Raum – Trauern mit Fotografie*).

Tauchen lehren

Die Augen sind das Tor zur Seele, heißt es. Sein Blick ist unstet, wandert von mir zu seinem Vater, zum Meer und zum Fragebogen. Vor etwas über einem Jahr haben sie in einem Urlaub den Scuba Diver gemacht und wollen nun mit mir den restlichen Teil zum Open Water Diver abschließen. Jonathan hat viel von dem vergessen, was sie damals gelernt haben. Ich nehme mir Zeit, alles noch einmal in Ruhe zu erklären. Schließlich ist er mit 12 Jahren noch ein Kind.

Als wir uns startklar machen, um das erste Mal gemeinsam tauchen zu gehen, kaut er immer wieder auf seiner Unterlippe, sagt jedoch, er freue sich auf die Unterwasserwelt. Er habe diesen Ort ausgesucht, erklärt James, sein Vater. „Wie schön. Wir machen auch nur drei Übungen, die ihr schon kennt, zur Wiederholung und dann schauen wir uns die Vielfalt am Riff an. Klingt das gut?“ Jonathan* lächelt, James* nickt. Jeannine* lerne ich abends beim Yoga kennen. Ausnahmsweise war genau zu diesem Zeitpunkt eine Yogalehrerin im Resort und auch wenn ich hetzen musste, um leicht verspätet zur Abendrunde zum Südstrand zu kommen, freute ich mich ungemein über diesen unverhofften Input.

Zum Glück bleibt die Familie lange genug, so dass wir uns für die Wiederholung und die neuen Übungen ausreichend Zeit nehmen können. Es stellt sich heraus, dass Jonathan Angst davor hat, unter Wasser die Maske abzunehmen. So geht es vielen Menschen. Nicht nur in den Tauchkursen, gerade auch danach, haben sie oft bereits Panik davor, Wasser in ihre Maske zu lassen und noch mehr, sie abzunehmen. Dann erklären wir jedes Mal geduldig, dass die stetige Wiederholung, die Übung einen Moment ohne Maske zu sein, ja gerade dafür da ist, eine Panik unter Wasser zu verhindern, falls auf einmal das Maskenband reißt, ein anderer Taucher sie versehentlich vom Gesicht schlägt oder einfach weil sie immer wieder beschlägt und man sie richtig ausspülen will.

Am meisten fürchtet sich Jonathan davor, mindestens 15 Meter ohne Maske zu tauchen. Also tasten wir uns ganz langsam an diese Übung heran und wiederholen erst einmal, was sie schon in ihrem letzten Kurs gelernt haben. Es beginnt damit, ein bisschen Wasser aus der Maske ausblasen zu können. Ich mache es vor: Kniend auf dem Meeresgrund den Kopf zur Brust ziehen, dann zwei Finger jeder Hand oben an den Rand der Maske legen, um diesen abzudichten. Anschließend langsam den Kopf nach hinten in den Nacken legen und dabei kontinuierlich durch die Nase ausatmen. Dadurch baut sich die Luft in der Maske auf und drückt das Wasser nach unten weg.

Nachdem das problemlos klappt, fülle ich seine Maske vorsichtig bis zur Hälfte, beim nächsten Mal komplett mit Wasser. Wenn nicht sofort alles Wasser raus läuft, einfach noch einmal nach unten schauen und das Ganze wiederholen. Der nächste Schritt ist, Maske abnehmen, wieder aufsetzen und ausblasen. Jonathan meistert dies auf Anhieb. Bravo! Als letzte Übung im Flachwasser gehen wir das Schwimmen ohne Maske an. Er hat es geschafft, auf Anhieb.

Währenddessen gehen wir täglich zu den schönsten Plätzen, erfreuen uns an den Riffen (*Unter Schutz stellen*), wo wir nach und nach die Übungen aus dem Flachwasser wiederholen. Als letztes verbleibt, die Maske abzunehmen und wieder aufzusetzen. „Easy peasy, schließlich hast du schon 15 Meter ohne Maske zurückgelegt. Jetzt sitzt du im Sand und ich genau vor dir.“ Jonathan schaut weg, kaut auf seiner Lippe. Immer wieder ist die Strömung auf den Tauchplätzen so stark, dass ich die Übung verschiebe, ich möchte ihm keinen unnötigen Stress bereiten.

Das Tor zur Seele

Schließlich ist es endlich soweit. Als wir am Morgen aufbrechen, liegt das Meer spiegelglatt vor uns. Nachdem ein Kollege das Boot am Tauchplatz vertäut hat, meldet er mit einem Strahlen im Gesicht: Keine Strömung und glasklare Sicht. Ich freue mich auf den Tauchgang, bin frohen Mutes. Voller Begeisterung erzähle ich von den Tieren, die wir an diesem Platz sehen werden, weiß ich doch, das ist, warum Jonathan tauchen gehen möchte. Insbesondere mag er Schildkröten. Ich hoffe, ihm welche in den Korallengärten an den Seiten dieser Bucht zeigen zu können.

Als letzte Gruppe gehen wir ins Wasser, tauchen gemeinsam ab, finden einen Platz, wo wir im Sand knien können, ohne aus Versehen etwas zu zerstören. Ich lege die Kuppe meines Zeigefingers unter die des Daumens, so dass sie gemeinsam ein kleines o formen. Alles OK? Jonathan antwortet mir mit dem gleichen Zeichen, dass er OK ist. Ich rücke etwas näher an ihn heran, berühre ihn am Arm, damit er das Gefühl hat, in guten Händen zu sein. Wir werfen noch einen Seitenblick auf seinen Vater, der diese Übung, wie alle anderen auch, bereits erfolgreich absolviert hat. Dann bitte ich Jonathan, die Maske vollständig abzunehmen.

Als ich ihm das Zeichen gebe, die Maske wieder aufzusetzen reißt Jonathan plötzlich seine Augen auf, ich greife mit der linken Hand nach seiner Schulter, zeige ihm mit der rechten an, dass er ruhig weiteratmen soll, sich Zeitnehmen, damit alles wieder richtig sitzt. Doch stattdessen spuckt er den Atemregler aus, seine Pupillen werden größer und größer. Sofort schnappe ich mir den Atemregler. Als ich ihn vor seinen Mund halte, öffnet er den jedoch nicht weit genug. In diesem Moment ist es, als wenn ein Schalter umgelegt würde. Ich muss nicht darüber nachdenken, was jetzt zu tun ist, die Muskeln erinnern sich, spulen ein Programm ab.

Ich drücke die Luftdusche des Atemreglers und halte diesen so nah wie möglich an seinen Mund, so dass wenigstens ein Teil der Luft hineinströmt. Wir haben geübt, wie man im Notfall auf diese Art von einem Atemregler, der Luft abbläst, atmen kann. Währenddessen packe ich mit der linken Hand seine Trierweste und beginne uns beide in einem angemessenen Tempo nach oben zu schwimmen. Vor Schreck habe ich selbst den Atem angehalten, erinnere mich jedoch noch rechtzeitig daran aus- und wieder einzuatmen, damit ich keinen Riss in meiner Lunge riskiere, wenn sich die Luft darin beim Aufstieg ausdehnt.

Seine Augen verändern sich, ich versuche seinen Blick zu begegnen, er sieht mich nicht mehr.

Ums Überleben kämpfen

Wir kommen direkt neben dem Boot nach oben. Jonathan röchelt. Er lebt! Der Gedanke, dass ich ihn retten kann, gibt mir Bärenkräfte. In Nullkommanichts habe ich ihn aus seiner Ausrüstung, die Crew hebt ihn an Bord, nimmt meine Ausrüstung entgegen. Mit den Flossen katapultiere ich mich an Deck, lege Jonathan auf die Seite, um Flüssigkeit aus Mund und Nase laufen zu lassen. Dann senke ich mein Ohr ganz nah zu seinen Mund.

Ich spüre keinen Atem. Bitte nicht, bitte nicht so, bitte nicht hier! Während ich schreie, die Crew müsse Hilfe holen und dass ich die Beatmungsmaske brauche, lege ich Jonathan auf seinen Rücken und beginne mit der Herzlungenmassage. 30 mal in schneller Abfolge Druck auf das Herz, dann zweimal beatmen. Dafür sicher gehen, dass der Kopf weit genug im Nacken liegt, so dass die Luftröhre geöffnet ist. Nase zu halten, Lippen auf Lippen.

Das Ganze einmal, zweimal, dreimal. Im Film wäre jetzt der Zeitpunkt, wo er zu sich kommt, Wasser ausspuckt und selbstständig zu atmen beginnt. Wo zur Hölle ist die Maske? Ich entferne Erbrochenes, ohne weiter darüber nachzudenken. An James erinnere ich mich erst wieder, als er neben mir auf die Knie geht. „Er ist nicht mehr hier,“ sagt er. „Seine Seele hat uns verlassen.“ Nein, ich glaube das nicht. Ich kann das nicht akzeptieren. Das kann nicht passieren. Das passiert nicht. „Ich mache weiter, bis Hilfe hier ist. Wir haben einen Defibrillator im Resort. Wir können ihn zurückholen.“ Als ein Crewmitglied mir endlich die Maske reicht, übernimmt James für einen Moment die Wiederbelebung. Ich muss wenigstens meine Jacke ablegen, sonst bekomme ich einen Hitzschlag.

Gute 20 Minuten vergehen, in denen ich einfach immer weiter mache. Ich weigere mich die Erschöpfung wahrzunehmen, ich ignoriere den Brechreiz, ich warte auf ein Wunder. Yoeri ist im Resort. „Bitte, bitte lass ihn kommen.“ Als das Schnellboot an der Seite anlegt, heben der Manager und ein indonesischer Kollege die Trage an Bord. In Windeseile verladen wir Jonathan und wechseln uns nun mit der Herzlungenmassage ab. Endlich habe ich Zeit den Sauerstofftank umzubauen, so dass wir ihn mit kontinuierlichem Fluss an die Beatmungsmaske anschließen können. Über Radio wird das Resort verständigt, damit das Krankenzimmer auf die Situation vorbereitet ist. Das macht Yoeri.

Als wir am Strand anlanden, stehen genügend Helfer bereit. Sie packen die Trage auf beiden Seiten und joggen zum Krankenzimmer, während meine Bewegungen immer langsamer werden. Seite an Seite gehen James und ich ihnen hinterher. „Es tut mir so schrecklich leid. Ich habe alles versucht. Ich wollte ihn so sehr retten.“ James schaut mich an: „Ich weiß. Ich war da. Es ist nicht deine Schuld.“ Während er das Krankenzimmer betritt, in dem Yoeri und einer der Gäste, ein Arzt, damit beschäftigt sind, den Defibrillator in Gang zu setzen, stehe ich nur wie versteinert da. Ein Kollege, selbst Vater von zwei Kindern, reicht James ein Glas Wasser, kommt dann zu mir und dreht mich sanft um: „Geh nach Hause duschen, Nicki. Die machen das hier.“

Auf einmal stehe ich allein im grellen Sonnenlicht, in Mitten eines üppigen Tropenparadieses und kann nichts fühlen außer Erschöpfung – körperlich und seelisch vollkommen ausgelaugt. Wie betäubt setze ich einen Fuß vor den anderen. Erst ein zaghaftes Miauen reißt mich aus meiner Trance. Da sitzt sie, meine Maumau, und will mich trösten. Fragend klopft sie mit

ihrem Schwanz in den Sand. Ich lasse mich auf die Stufe vor unserem Haus sinken, um sie streicheln zu können, um etwas zu spüren. Dann fließen die Tränen.

Irgendwann raffe ich mich auf, ziehe die Neoprenschuhe und die Latzhose meines Tauchanzugs aus. Unter der Dusche versuche ich mir vorzustellen, wie sie Jonathan wiederbelebt haben. Doch immer wieder tauchen die Bilder des Vormittags vor mir auf. Immer wieder bringe ich Jonathan an die Wasseroberfläche. Zwischendurch frage ich mich, was wohl mit mir passieren wird, schließlich war dies ein Tauchkurs und ich trage doch die Verantwortung für meine Tauchschüler. Schnell schiebe ich den Gedanken weg, schließlich geht es jetzt nicht um mich.

Ein Leben verlieren

Ich weiß nicht mehr, ob ich zuerst die Schreie gehört habe, die durch das Resort gellten oder ob Yoeri zu mir gekommen ist. Wahrscheinlich bin ich zum Krankenzimmer gelaufen und er hat mich in den Arm genommen und wieder nach Hause geführt, als Jeannine die Nachricht vom Tod ihres Sohnes erhalten hat. „Das wird die Ehe nicht aushalten.“ „Sie können doch mir die Schuld geben.“ „Du bist nicht Schuld.“ „Aber ich kann es für sie tragen.“ „Erzähl mir, was passiert ist.“ Ich erzähle und noch einmal, als der Manager zu uns kommt. Nachdem ich auch seine Absolution erhalten habe, bitte ich um einen Gin-Tonic. Nach einer Weile beschließt Yoeri, dass es jetzt reicht und wir Filme gucken. Noch nie war ich so dankbar für Ablenkung.

Irgendwann taucht unweigerlich die Frage auf: Warum passiert mir das? Warum nicht mir, schallt es sofort zurück. Endlich einmal kann sich mein Trotz von seiner besten Seite zeigen. Wenn es nun einmal passiert, dann würde ich es niemand anderem wünschen. Nachdem er offiziell den Tod festgestellt hatte, sagte der Arzt, wenn jemand das Kind hätte retten können, dann wäre es Yoeri gewesen. Bewundernswert, wie viel Einsatz er gezeigt habe. Yoeri meint, dass er es mir gerne abgenommen hätte, dieses Leben zu verlieren, obwohl er es nicht hätte besser machen können. „Ich habe eben bei dem Besten gelernt. Danke, dass du meinen Rettungskurs so verdammt hart gemacht hast.“

Statt mich zu fragen, warum ausgerechnet mir das passiert, lege ich meinen Fokus auf die Frage, was ich daraus lernen kann. Es ist passiert. Ich kann es nicht rückgängig machen. Da sich der Unfall ohnehin immer wieder in meinem Kopf abspielt, prüfe ich jeden einzelnen Schritt. Wieder und wieder. Eigentlich ging alles so schnell, irgendwie automatisch und doch habe ich nichts falsch gemacht. Das sagen nicht nur die anderen, um mich zu beruhigen, das weiß ich. James und Jeannine haben sofort eine weitere Erklärung unterschrieben, dass sie weder mich noch das Resort belangen wollen. Zum Glück werden sie direkt am frühen Morgen des nächsten Tages evakuiert, lassen mir ihre besten Wünsche zukommen. Unfassbar, dass sie es schaffen, noch an einen anderen Menschen zu denken, nachdem sie einen ihrer Söhne verloren haben.

Der Tag danach

Auch wenn ich keine Gäste mehr habe, gehe ich zur Arbeit. Niemand erwartet das von mir. Doch alleine in unserem Zimmer zu sitzen, macht es auch nicht besser, obwohl Maumau herzallerliebste und unglaublich verschmust ist. Vielleicht will ich auch einfach zeigen, dass ich mir nichts habe zu schulden kommen lassen, dass ich mich nicht verstecken werde. Einige Kollegen umarmen mich schnell, manche herzlich, bevor sie zu ihren Booten eilen. Die meisten schauen mich etwas betreten an oder verlegen weg. Sie haben schließlich zu tun.

Dann kommt einer der Gäste, eine Frau, mit der ich mich mal kurz unterhalten habe, auf mich zu. Sie schaut mir in die Augen, um mich daraufhin ganz fest in ihre Arme zu schließen. Ich bin ihr so unendlich dankbar für diese menschliche Geste, für ihr Gespür und ihre Energie. Mir muss niemand sein Beileid aussprechen, schließlich habe nicht ich, sondern James und Jeannine, einen geliebten Menschen verloren, aber aufrichtiges Mitgefühl hilft.

Am Abend gibt es eine kleine Trauerfeier am Strand. Ein Gedenken mit vielen Kerzen. Menschen aus sechs verschiedenen Ländern schicken liebevolle Wünsche in die Nacht und heilende Gedanken an Jonathans Familie und Freunde, an alle diejenigen, die nun ohne ihn leben müssen. Ich möchte nichts sagen, nicht öffentlich, nicht jetzt. All meine Liebe, all meine Kraft gilt seinen Eltern. Es tut mir leid. Es tut mir so unendlich leid. Warum nur konnte ich ihren Sohn nicht retten? Ich fühle mich so machtlos. Am nächsten Tag fliegen auch wir nach Bali, da wir unser Visum verlängern müssen (*Visaverlängerung: Service mit Hindernissen*).

Es wird keine Autopsie durchgeführt. Wahrscheinlich hat Jonathan nicht in Panik den Atem angehalten, sondern vielmehr Salzwasser eingeatmet. Vielleicht hat er Wasser in die Nase bekommen, wollte es ausspucken und hat anschließend instinktiv eingeatmet, obwohl er den Atemregler nicht mehr im Mund hatte. Ich weiß es nicht. Niemand wird es je wissen. Was ich sicher weiß, ist, dass ich ihm, wie allen meinen Tauchschülern, erklärt habe, dass der Atemregler immer im Mund bleibt, es sei denn wir machen Übungen, die auf Problemfälle vorbereiten, wie den Atemregler wiederzufinden. Man kann problemlos in seinen Atemregler husten und spucken. Sogar sich übergeben funktioniert, wobei ich froh bin, dass ich das noch nicht selbst ausprobieren musste.

Trauern

Noch auf Bali hatte ich ein langes Telefonat mit dem Mitarbeiter, der James und Jeannine in Sanur unterstützt hat. Dankbar hörte ich, dass sie es mit unglaublichen Fassung trugen, sich gegenseitig Kraft gaben, niemanden verantwortlich machten oder mit dem Schicksal haderten. Jonathan war kurz nach seiner Geburt fast gestorben und jeder Tag, den sie mit ihm hatten, ein Geschenk. Sie wollten sich nicht auf den Verlust fokussieren, sondern auf das immense Glück, auf all die Freude, die er ihnen und vielen Anderen im Laufe seines Lebens bereiten konnte.

Ich sagte mir ein ums andere Mal, dass ich, wenn es irgendwann so weit sein sollte, in der Lage sein möchte, so wie sie Abschied zu nehmen. Sicher sollte mich die Erfahrung darauf vorbereiten, was wirklich wichtig ist, worauf es ankommt, wenn ein Mensch stirbt, mir zeigen, dass der Tod nun einmal zum Leben dazu gehört. Mit Sicherheit hatte auch ihre Trauer Abgründe, die ich nicht gesehen habe, aber eine solche Größe zu zeigen, hat mich zutiefst berührt. Denn drei Tage nach dem Unglück erhielt ich folgende E-Mail von James:

“Please know that we do not in any way hold you responsible for what happened. Accidents occur in life and this was just a terribly tragic one.

Many lives were affected or changed by the events of 29 October. Not just ours and Jon's siblings and not limited to extended family and friends. Yours will have been affected, too. But please get past any feelings of guilt which you may harbour. Know that what happened was not of your making and, after it occurred, you did everything possible for Jon. Jeannine (particularly) is a very spiritual person and has many friends who are, too. Jon is at peace and is surrounded by love.

You didn't get to know him fully in the short time you spent with him, but he was a very

special boy, who had a difficult start in life, but blossomed into an amazing young man with many gifts. He left an imprint on anyone with whom he came into contact. The messages we have been receiving from people who knew him have consistently referred to his ability to bring light to their world.

We were blessed to have him in our lives for 12 years, when we nearly didn't have him for more than a few days.

Please make peace with yourself. Jon does not want you to carry with you any guilt. It was just his time. Please go on with your life and don't for a second think about abandoning your love of diving and teaching others to be able to share your passion."

Ich hatte mich innerlich darauf vorbereitet, beschuldigt zu werden, war bereit, Schuld zu tragen, damit andere nicht unter der Last ihrer Trauer zusammenbrechen würden. Stattdessen überschütteten sie mich mit Mitgefühl, erlaubten mir Jonathan mit ihren Augen zu sehen, auf das Leben zu schauen und nicht nur am Tod zu hängen. Nachdem wir aus Bali zurückkamen, musste ich noch ein Telefonat mit unserem Tauchverband führen. Ob ich wirklich in Ordnung sei, ob ich mich in der Lage fühle, wieder tauchen zu gehen. Wie könnte ich nach diesen Worten nicht?

Als ich das erste Mal wieder zu dem Platz fuhr, tauchte ich zu der Stelle, wo wir im Sand gekniet haben. In Stille gedachte ich Jonathan und lud ihn ein, diesen Tauchgang mit mir zu machen, um die Dinge zu sehen, für die es damals keine Gelegenheit gab. Unterdessen winkten mir meine deutschen Gäste vergebens. Zurück an Bord erfuhr ich, dass sie mir einen Oktopus zeigen wollten. Beim nächsten Mal. Wichtiger war ohnehin die Schildkröte. An diesem Platz lebt eine, die ein Hinterbein eingebüßt hat. Es muss ein Kampf ums Überleben gewesen sein. Manchmal geht es eben doch gut aus. Leider liegt das nicht allein in unserer Hand.

Wellen der Trauer

Doch irgendwann geht jedes Leben zu Ende. Wirklich vorbereitet war ich trotz allem nicht, als mein Vater fast zwei Jahre später starb. Gerne hätte ich mit so viel Liebe und offenem Herzen auf alles geblickt (*Entwicklung in Zeit und Raum – Trauern mit Fotografie*). Das ist es doch, was ich lernen sollte, oder etwa nicht? Ich habe länger gebraucht, um wirklich zu begreifen, vielleicht waren Jeannine und James einfach schon weiter als ich, obwohl es ungleich härter sein muss, sein Kind zu verlieren.

Sie haben aus ihrer Trauer Kraft geschöpft und eine Stiftung gegründet. Diese berührt über ihre Projekte viele weitere Menschen, hinterlässt Spuren in den Bereichen, die Jonathan am Herzen lagen und lässt sein Licht weiterhin in dieser Welt leuchten. Sei es, dass die Stiftung Schuluniformen für Kinderheime spendet, schulische und universitäre Ausbildung finanziert oder gesundes Essen verteilt, um nur einige Beispiele zu nennen.

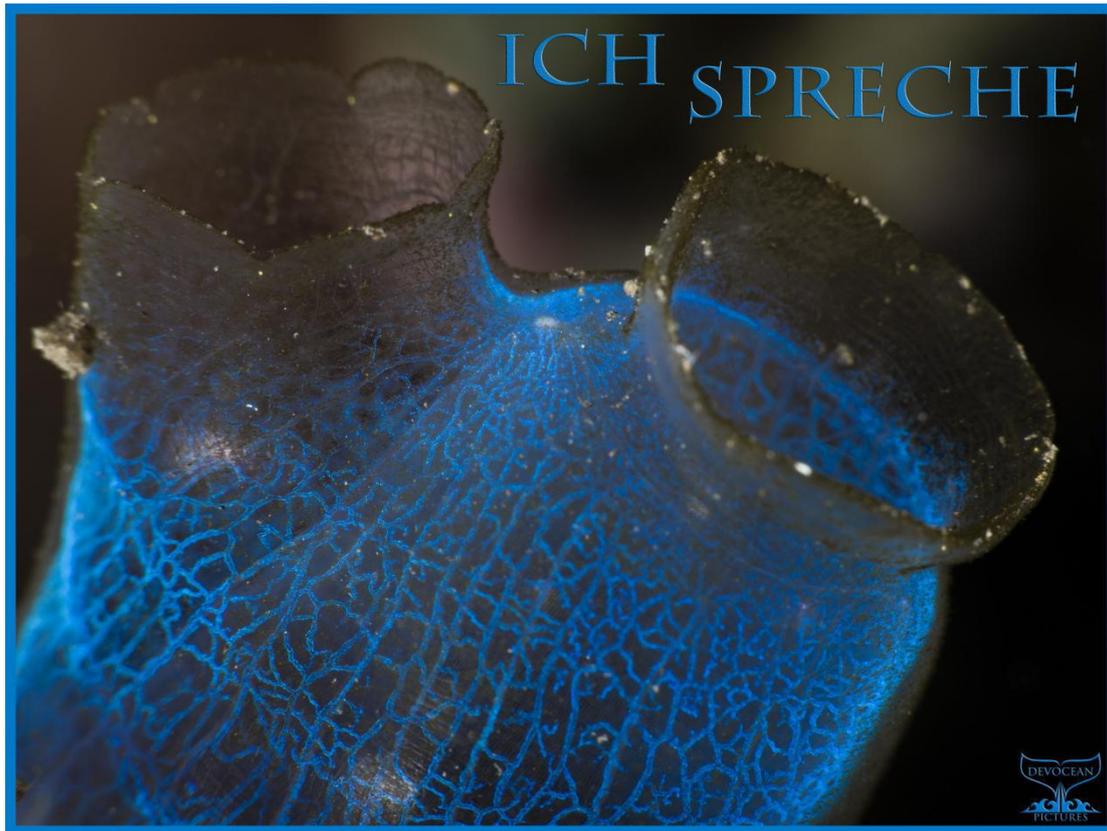
Der Unfall hat mich spüren lassen, dass ich nicht alles in der Hand habe, dass ich nicht für alles, was um mich herum passiert, verantwortlich bin, dass ich nicht alle retten kann. Erfolgreich habe ich dieses Wissen in meine Arbeit integriert, versucht Taucher unter Wasser an ihre Selbstverantwortung zu erinnern und gehofft mehr und mehr Menschen sehen, was für eine Befreiung es ist, Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen (*Miteinander, ob andersartig oder gleichgesinnt*). Manche Dinge passieren einfach, ohne dass irgendwer Schuld ist. Wir können nicht das ganze Leben kontrollieren.

Doch ich habe diese Erkenntnis nicht auf mein privates Leben übertragen, habe mich in meinen sozialen Beziehungen noch immer über die Maßen verantwortlich gefühlt, gemeint, meine Aufgabe sei es, andere zu retten. Vielleicht jetzt sogar noch mehr als zuvor. Dabei kann sich nur jeder selbst retten. Wir können helfen und für jemanden da sein, aber wir können niemanden gesund oder glücklich machen, wenn er sich nicht selbst in diese Richtung bewegt. Und wir müssen es auch gar nicht. Solange es uns gut tut, können wir besser die Zeit genießen, die uns miteinander bleibt, und uns so gegenseitig stärken. Manchmal geht es sehr viel schneller zu Ende, als irgendwer erwarten würde.

Trauer kommt und geht, wie die Gezeiten. Manchmal ist es eine Springflut, die alles mit sich reißt. Manchmal legt die Ebbe Schichten frei, an die ich mich gar nicht mehr erinnern konnte. Aber komme, was wolle, ich werde immer wieder aufs Neue vergeben, insbesondere mir selbst. Über die Monate nimmt erst die Frequenz und dann auch die Intensität der Wellen ab. Wenn mir jetzt die Tränen kommen, fühle ich mich nicht mehr vom Schmerz zerrissen. Es sind warme Tränen, die dem Herzen und Verständnis entspringen, dass die Liebe nie aufhört und die Verbindung nicht abbricht, weil ein Mensch körperlich nicht mehr anwesend ist.

Als ich es endlich erkenne, wirkt es so offensichtlich: Der Sinn liegt nicht im Tod, sondern im Leben. Das Leben wirklich zu leben. Der Tod gibt dem Leben Bedeutung, ist ein ganz entscheidender Teil, den wir besser akzeptieren, als immerzu zu verdrängen (*Kleine Freuden des Tages und der Weg des Lebens*). Dadurch, dass unsere Tage begrenzt sind, steigt ihr Wert. Wie wir sie füllen, entscheiden wir nicht erst am Ende unseres Lebens, sondern jeden Tag neu. Wenn es nicht ganz so plötzlich zu Ende geht, denken viele Menschen: Ach, hätte ich doch bloß dieses oder jenes getan, ausprobiert, genossen. Es ist viel wahrscheinlicher, dass wir bereuen, was nicht gemacht haben. Aus Fehlern, aus Scheitern und selbst aus Unfällen kann man lernen, nicht umsonst sprechen wir von einem Erfahrungsschatz. Im Übrigen habe ich noch nicht gehört, dass jemand vor seinem Tod dachte, hätte ich doch bloß mehr Zeit im Büro verbracht.

* Die Namen aller Familienmitglieder wurden auf ihren Wunsch hin geändert.



Epilog

Es ist an der Zeit, wieder aufzutauchen. Und damit keine Missverständnisse aufkommen, Tauchen ist ein äußerst sicherer Sport, wenn man ein paar wesentliche Punkte verinnerlicht und seine Grenzen kennt und achtet. Trotz alledem ist Tauchen nicht für jeden etwas, muss es ja auch gar nicht. Es kann etwas ganz anderes sein, dass unsere Augen leuchten lässt, wenn wir davon erzählen, dass uns morgens aus dem Bett treibt und ein Lächeln ins Gesicht zaubert, wenn wir daran denken, dass unser Herz höher schlagen lässt und, obwohl wir Zeit und Energie hineinstecken, so viel mehr zurückbekommen.

Selbst wenn man dem Ruf seines Herzens folgt, ist nicht immer nur alles eitel Sonnenschein – selbst auf paradiesischen Inseln. Wenn ich zurückblicke auf diesen Teil meiner Reisen, auf unser Leben auf fernen Inseln, dann sehe ich, dass wirklich jede Erfahrung mein Leben bereichert hat, dass mich alles zusammen zu dem Menschen gemacht hat, der ich heute bin und dass ich dies teilen möchte, nicht weil es der Weisheit letzter Schluss sei oder alle genauso leben sollten, sondern weil alles, egal was es ist, wo es passiert und was es mit einem macht, irgendwann enden wird. Das kann die nötige Kraft geben, um Wellentäler zu durchqueren, doch bedeutet genauso den Ritt zu genießen, solange er anhält. Denn irgendwann rollt auch die perfekte Welle am Strand aus.

Dann heißt es, das Beste aus der neuen Situation zu machen. Reisen schult diese Fähigkeit ganz besonders, aber sie ist immer und überall hilfreich. Im Englischen heißt es so schön „surrender to the situation“, doch die deutsche Übersetzung, sich der Situation ergeben, klingt zu sehr nach aufgeben. Sich damit abfinden, passt schon eher, wenn sich daraus nicht Passivität und Desinteresse ableitet, sondern man einfach nur seine Gegenwehr einstellt und schaut, welche Handlungsoptionen die neue Lage der Dinge eröffnet.

Vielleicht passt am besten, sich der Situation stellen, ohne sich in zu viele Emotionen, Bewertungen und Vorstellungen zu verstricken, einfach einen guten Umgang damit entwickeln, und sich zugleich immer wieder auf das einlassen können, was kommt. Im Zweifelsfall, selbst wenn es nichts umzudeuten gibt, helfen immer noch Humor und Mitgefühl um anzunehmen, was geschehen ist, und trotzdem das Beste draus zu machen. Zugegebenermaßen gelingt nicht jede positive Neubewertung und Umorientierung auf Knopfdruck.

Doch wem hilft es, wenn ich lange lamentiere und mit meinem Schicksal hadere? Zu viel Negativität macht am Ende, wenn nicht alle, so zumindest mich unglücklich. Die Anderen kann ich genauso wenig ändern, wie so vieles, was meine äußeren Lebensumstände beeinflusst. Was ich ändern kann, ist mein Verhalten, meine Sicht auf die Dinge, meine Bewertung der Situation und meine Reaktion auf die Menschen.

Reisen öffnet uns für neue Eindrücke und betört die Sinne, ist aber sicher kein Allheilmittel. An jedem Ort der Welt kann man einfach weitermachen wie bisher, was, wenn wir glücklich und gesund leichten Herzens leben, ja auch der logische Schluss wäre, oder etwas ändern, wenn dem vielleicht nicht so ist. Überhaupt darüber nachzudenken, warum wir dieses tun und jenes unterlassen, wirklich zu fühlen, wie es uns geht und was wir gerne machen würden, fällt uns außerhalb der gewohnten Umgebung und täglichen Routinen oft leichter.

Es macht Sinn, dem Leben eine Richtung zu geben, aber wir müssen dafür nicht stur auf Cruise Control die Autobahn entlang brausen. Ich liebe die Wege über Land, mit Orten, die zum Verweilen einladen, Menschen, die zum Nachdenken anregen, Ausblicken, die das Herz weiten, Einsichten, die am Wegesrand warten und neuen Ideen, die einen auf Ab- und Umwege lenken und damit das eigenen Dasein bereichern und uns Schritt für Schritt verändern.

Zum Glück wird niemals alles perfekt sein oder perfekt laufen und damit das Leben dem Neuen und Unbekannten immer wieder Tür und Tor öffnen, egal wohin ich gehe. Daher wähle ich, mich jeden Morgen nicht nur auf das zu freuen, was der Tag bringen wird, sondern zu visualisieren, wie die bestmögliche Version aussehen könnte, bewusst zu wählen, wie ich sein möchte, in dem Wissen, dass nicht alles genauso so sein wird, aber vielleicht am Ende sogar besser, als ich es mir je hätte ausmalen können. Das klappt nicht jedes Mal gleich gut, aber im Schnitt immer besser.

Jeder Tag bietet eine neue Chance, etwas zu beginnen, etwas zu beenden, etwas zu verändern, etwas zu bewegen. Darüber zu schreiben, wird meine größte Freude sein.